Blümlisalp

Johannes Jegerlehner

Blümlisalp

Volksmärchen aus den Walliserbergen

von

Johannes Jegerlehner

Mit Buchschmuck von Erika von Kager

Grethlein & Co. Leipzig und Zürich

Die Stoffe dieses Märchenbuches entnahm ich, soweit sie nicht neu und unveröffentlicht sind, den beiden Sagen- und Märchensammlungen im Urtext, die ich im Verlag der schweizer. Gesellschaft für Volkskunde in Basel herausgab. Die „Sagen aus dem Unterwallis" erschienen im Jahr 1909, die „Sagen und Märchen aus dem Oberwallis" im Jahr 1913.

Inhalts-Verzeichnis



Meine Märchenerzähler.

Nirgends in den siebenundzwanzig Seitentälern des Wallis habe ich meinen Erzählern mit solcher Andacht gelauscht, nirgends meinen dicken Taschenkalender so rasch gefüllt wie bei Päuli, dem Gewalthaber, und seinem Dorfgenossen Johannes, dem Botaniker. Und doch wird es kaum einen Ort geben im Wallis, den ich nicht nach Sagen und Märchen durchstöbert hätte.

So will ich denn von den beiden unvergleichlichen Märchenerzählern berichten, mit denen ich so manchen Abend bis über die Geisterstunde hinaus zusammengesessen bin. Alle andern stehen im zweiten Glied.

Der achtzigjährige Gretetoni war gedächtnisschwach und geistig so arg zerbröckelt, daß er nur noch verworrenes Zeug über die Lippen brachte. Die steinalte Pont Luise konnte Sage und Wirklichkeit nicht mehr auseinanderhalten, so wenig als ihren Schnupf und den Pfeifentabak, und den voll=

bärtigen Schuster Camil hatte ich, obschon er gut und gewandt erzählte, nach der dritten Schuhsohle schon ausgefischt.

Simud, der Einspänner, das war noch einer von der guten alten Garde, und der filzige Schneiderniggi, der immer drei Hunderter Goldstücke auf dem Leib trug, damit er zeigen könne, daß er auch Geld habe, falls ihm jemand zu nahe käme.

Simud kramte mir seine Schätze aus, bevor er anfing, Mücken zu fangen und Strümpfe zu stricken, und der Schneiderniggi, zu dem soll noch einer gehen und ihn ausfrägeln, nicht um einen goldgelben Napoleon gibt er mehr Auskunft. Er hat es mir nie vergessen können, daß ich seine Erzelleten drucken ließ.

Am Herdfeuer der Sennen und in den Spinnstuben, da habe ich manch feine Geschichte aufgeschrieben, das ist wahr, sonst aber sind die Wenigen, die noch etwas wissen und es wiedergeben können, an den Fingern der linken Hand aufzuzählen.

Manch einer von den absonderlichen Käuzen hat das Zeitliche gesegnet, so Peter Siegen, der sich oft wunderte, daß die Fremden im Hotel Gemüse essen, das sei doch Schweinefutter. Käse, Brot und Fleisch und tüchtig Schnaps in den schwarzen Kaffee, das sei etwa noch eine Kost, die die Muskeln spanne. Und die Balmere, die immer im steifen Hut zu Bette ging, ist auch im Hut selig gestorben und wird am jüngsten Tag mit dem Hut wieder auferstehen. „So habe ich doch etwas," wisperte sie auf dem Sterbebett, „an dem mich der Herrgott erkennt."

Das Jungvolk belächelt die dummen Träumereien der Weißbärte und Spinnstuben-Mütterchen, und wem das Verständnis für diese Art der Volkspoesie mangelt und der Glaube daran, der kann auch nicht mehr erzählen, daß es einem kalt und warm über den Rücken läuft und die Buben und Mädchen die Beine an den Leib ziehen.

So kehrte ich allweil gerne zu Päuli und Johannes zurück. Es mochte Mitsommer sein oder im blankweißen Winter, immer glänzte das Märchenbäumchen über alle Äste in seinen Früchten, die mir mühelos in den Schoß fielen.

Von dem Botaniker erhielt ich in den zehn Jahren unserer Bekanntschaft im ganzen zwei Karten, gewöhnlich nur wenige Zeilen und die zur Hälfte durchgestrichen und zur andern heillos versudelt und unter den Krähenfüßen stand immer Johannes, Botaniker, ein Übername, den er sich selber zulegte und auf den er nicht wenig stolz ist. Es gab nämlich eine Zeit, wo er einen bekannten Botanikprofessor aus Genf in seinem Tale herumführte, wobei er nicht nur eine Unmenge von Pflanzen kennen lernte, sondern auch die lateinischen Namen dazu, die er mit aller Schärfe und Leichtigkeit erfaßte und heute noch ohne Fehl und Besinnen wiedergibt. Mit Kräutersammeln hätte er sich bald das Geld zu einer zweiten Kuh verdient, denn er erhielt durch Vermittlung seiner Freunde unzählige Aufträge, doch da starben ihm binnen wenig Tagen aus der einzigen Stube heraus alle Kinder an der Halsbräune bis auf Leontine, die Jüngste, und beim Holzschleif brach er das Bein. Da mußte er seine Kraxelfahrten, denen er leidenschaftlich ergeben war, einstellen und mit dem Schürfen nach glitzerigem Gestein und dem Einsammeln von Samen und heilsamen Kräutlein war es vorbei.

Mehrere Jahre hatte ich meine beiden Plauderkünstler nicht mehr gesehen und kein Zeichen erhalten.

Wenn sie eine Zeile kritzeln wollten, das weiß ich, so fehlte das Papier oder die Tinte, oder sagen wir es rundweg — nein, nur keine schulmeisterliche Nörgelei. Kaum drei Jahre lang hat der Botaniker auf der Schulbank gesessen. Was er kann und versteht, hat er nicht aus Büchern, sondern aus dem Munde seiner ebenso plauderseligen Mutter und

von seinen Bergen, die ihm ja allezeit mit tausend Zungen redeten.

Nun gut, ich klomm wieder einmal den mordiosteilen Felshang hinauf ins Dörfchen, das gar wunderlieblich auf einer kleinen Ebene liegt, hoch genug, um nicht mit dem Kohlenruß und dem Schnickschnack der städtischen Überfeinerung in Berührung zu kommen, und doch so fest in den Stein und Lehm hineingestellt, daß die hundertundfünfzig Älplerseelen nie über die Sorgen und Mühsale des Erdenleids hinaussehen.

Auf der schmalen fruchtbaren Bergaltane ist grad schön Platz für das Kirchlein, ein Rudel schwarzbrauner Hütten, die ein ewig schmutziges Gäßlein in zwei Reihen trennt und einen Streifen Mattland. Dahinter baut sich ein prachtvoller Lärchenforst auf, ein Bannwald, der die Siedelung vor Rufinen und Schneelawinen schützt.

Das Erste, was mir beim Eintritt ins Dorf entgegenzappelte, war ein Ersthosenknirps, der sich im Morast des Sträßchens herumtrieb, wo eben erst der Aprilschnee zergangen war. Aus seinem schmalen Gesichtlein schauten zwei braune Augen gar verwundert auf, als er mich sah.

Ein Sprößling von Meinrad, dem Wirt, erwog ich, der grad hochzeitete, als ich das letzte Mal hier oben war. „Wie heißest du, Büblein?"

„Meinradli."

„Und dein Vater?"

„Meinrad."

Der Wirt war mit dem Bienenzüchterverein außer Landes gegangen, und so begrüßte ich nur schnell die Frau, streifte den Rucksack ab und lief spornstracks das Gäßchen hinunter zu der Wohnung des Botanikers.

Ein neuer Flick auf dem Dach war die einzige Veränderung, die mir auffiel. In dem Gärtchen, das wie sein Besitzer etwas Besonderes hat, prangte schon allerlei selt-

sames Bergblumenvolk. Wo seine Dorfgenossen einige Blättlein Zugemüse in die Minestra oder Grünzeug für die Schweine pflanzen, hat er sechs Schritt im Geviert Blumenbeete angelegt, die mit weißen Kalksteinen gefaßt sind.

„Der Garten ist meine einzige Freude," sagte er oft, „und wenn mir meine sorgliche Hausfrau Zwiebeln hineinsteckt, so grabe ich sie wieder aus. Anemone sulphurea und Paradisio Liliastrum und dazwischen gemeine Zwiebelnstengel, das tut meinen Augen scharf weh."

An den Fenstern ranken sich Schlingpflanzen hoch, und auf den zwei Gesimsen liegen Kristalle, bunte Erze und Konservenbüchsen mit verschiedenem Geblümel, doch alles noch winterstarr und welk.

Es war einmal — Ein frischer Quell froher Erinnerungen aus den goldenen Märchentagen meiner Jugendzeit rauschte in mir auf, als ich das winzige Knusperhäuschen mit dem stark überwucherten Dach, dem tiefschattigen Giebel und den lustigen Butzenscheiben vor mir sah. Es war Abend und aus dem Kamin wirbelte ein dünnes Räuchlein in die linde Frühlingsluft.

Ich öffnete die Tür zur Küche, wo im Wasser geplätschert und gestrudelt wurde.

„Ei, seid Ihr's?" scholl eine klingende Stimme aus dem Dunkel und ein hübscher Mädchenkopf erschien im Zwielicht.

„Aber wie groß und schön du geworden bist, Leontine. Schneewittchen bei den sieben Zwergen."

„Schneewittchen, jawohl," lachte sie aus blütenweißen Zähnen. „Drächengrudel, Aschenpudel, hätt' ich das Kleid mit den glitzernden Sternen drauf."

„Das sollst du einmal haben und den Prinzen dazu."

Das Mädchen, das sich eben gewaschen hatte, trocknete das Gesicht und schüttelte die offenen, vom Wasser triefenden Locken über die Schultern zurück. „Vater, er ist wieder da!" rief sie gegen die Stubentür, wo der Botaniker heran-

schlurfte, langsam, bedächtig, mit dem Pfeiflein im Mund.

„Das ist lang her seit dem letzten Mal,“ sagte er freudig und reichte mir die Hand. „Kann ich ein Glas Milch anbieten, frisch aus dem Stall, oder ein Schafalpenrösi?“

„Was ist das wieder für ein Gesüff?“

„Hochedles Getränk, wie stärkst du mir die Glieder und machst mir den Sinn verrückt. Das habt Ihr das letzte Mal notiert, alle neun Strophen, wißt Ihr's noch?“

„Die wandern jetzt sogar in den Schützengräben herum,“ bemerkte ich scherzend.

„Ist das menschenmöglich?“

„Ja, aber den Krieg wollen wir heute abend den andern überlassen. Wir gehen zu Meinrads, nehmen Päuli unter den Arm und fahren fort, wo wir das letzte Mal stecken geblieben sind, ich glaube, bei Rotschipotschi, dem großen Mörder.“

„Da muß ich erst meinen Kopf wieder zusammen nehmen.“

Ich grüßte noch die Frau, die schnell einen Stuhl in die Küche trug und ging voran. „Und die Pfeife nehmt Ihr mit, Botaniker. Für Tabak und was dazu gehört, sorge ich.“

Päuli war noch auf dem Feld, wie mir seine drei Schwestern mitteilten. Die vier Geschwister sind alle ledig geblieben, immer an der Arbeit, vom ersten Hahnenschrei an. Da bleibt für's Heiraten halt keine Zeit.

Ich stapfte mit dem Botaniker durch den schuhtiefen Kot in die obere Wirtschaft. Das Dorf hat nämlich deren zwei und beide im gleichen Haus.

Unterdessen war es von Fenster zu Fenster und über die Schwellen weiter gegeben worden, der Bücherschreiber sei wieder da, und manche Hand wurde mir treuherzig entgegengestreckt. Es sind halt liebe Leute, diese Walliser. Mein einziger Feind lag, ein Opfer des Alkohols, weit ab totkrank im Spital. Sein hübscher wohlklingender Name hatte mich

bewogen, ihn als Titel über ein harmloses Geschichtlein zu setzen, das ihm einer spaßeshalber unter die Nase hielt, und da bekam er einen Weinkrampf und schwur, mich mit der Axt totzuschlagen, wenn er mich erwische.

Die Wirtin hatte derweilen eine dicke Minestra gekocht und mit der Kunst einer ehemaligen Gasthofsköchin so viele Zuspeisen dazu getischt, daß sich noch zehn ausgehungerte Drescher satt gegessen hätten.

Nach der Mahlzeit begaben wir uns aus dem ungeheizten Wirtslokal in die warme Wohnstube, wo Meinradli und sein Schwesterchen schon im Bette lagen und friedlich schlummerten.

Bald erschien auch Päuli im Sonntagsgewand und in seinem Hut, dem lieben, alten Hut. Wo einmal das Band um die Kupfe lief, schimmerte er in allen Farben des Bergfrühlings, und da seine Vorfahren von großer Statur waren, während er klein blieb, hing ihm der Hut bis in die runden Backen hinab.

„Der Weibergrind kostet ein Zeitrind“, lautet ein Walliserfprüchlein. Die Männerhüte sind billiger, und wenn sie in Ehren gehalten werden, so dauern sie in den Walliserbergen auch über Manneslebtag.

„Das ist arrichtig, jetzt seid Ihr auch wieder einmal da,“ rief er mit rollendem R und lachte aus allen Falten seiner kerngesunden Gewalthabermiene. „Das ist völlig schön von Euch.“

„Er hat Langezeit gehabt“, meinte der Botaniker. „Glaubst du das, Päuli?“

„Sicher. So schön wie hier, wo bald alles in der Freude steht, ist es in der Stadt nicht. Da poltert und lärmt und kracht es ohne Unterlaß wie am jüngsten Tag.“

„Zur Gesundheit“, rief ich und hob das Glas.

„Ihr trinkt ja nicht.“

„Ich mag nicht.“

„Was, so guten Fendant. Es ist wahr, Ihr habt stets nur am Glas genippt, als ob es Gift wäre. Und jetzt seid Ihr völlig ein Milchkalb geworden."

„Morgen aber, bevor Ihr geht", betonte der Botaniker, „müßt Ihr mein Schafalpenrösi versuchen. Lauterbrunn wie geschliffenes Glas und würzig, aus den wächsten Alpenkräutern bereitet. Seit ich das Tränklein im Haus habe, brauche ich keinen Doktor mehr."

„Da fällt mir grad eine flotte Geschichte ein, die habt Ihr noch nicht", sagte der Gewalthaber, schob den Hut über die Augsbrauen hinauf und begann in seinem kunstlosen, bodenständigen Thomas Platter-Deutsch. „Es war einmal —

Und nun ging es los. Und als die Beiden im Zuge waren, fand ich kaum Zeit, den Blei zu spitzen. Wenn der eine entgleiste oder abschweifen wollte, so half ihm der andere schnell wieder auf die Spur, und bevor am Turm die Mitternachtsstunde schlug, hatten wir sieben verwunschene Prinzessinnen entzaubert, sechs Drachen erlegt, vier Blümlisalpen verflucht und verschüttet, ein Zwergennest ausgenommen, die Prachtswirtin vom Höhenwald auf den Mund geküßt, drei büßende Sennen vom Fegfeuer erlöst und dem Oberteufel Gumiso einen Streich gespielt, daß er voller Ingrimm sich aus dem Staube machte und einen schrecklichen Gestank zurückließ.

Frau Meinrad, die auf dem Ofenbänklein döselte, fuhr ab und zu in die Höhe und schalt: „Ei du gottloser Lugner — nein, so eine Narretei", und sank wieder in die warme Ofenecke zurück.

„Da werdet Ihr einmal tüchtig Mehlsuppe löffeln müssen", föppelte der Botaniker, „wenn Ihr es so weitertreibt und nichts trinkt."

„Wieso?" fragte ich und schlug den Kalender zu.

„Der Weg zum Himmel geht doch durch neunundneunzig Kehren. An jeder Kehre steht ein Wirtshaus, und in dem

einen wird Muskateller und Fendant ausgeschenkt, in dem andern Mehlsuppe für die Milchkälber."

„Drum ist es noch gar nicht sicher, daß wir zwei einmal ins Paradies kommen," scherzte Päuli, der den Rest vom zweiten Liter eingoß. „Schon im Voralpen-Paradies heißt es, sei der Wein so gut und süffig, grad wie der da, daß alles Mannsvolk dort hocken bleibt. Und je höher hinauf, desto besser die Sorte. Da fällt mir grad ein Geschichtlein ein, das Ihr noch nicht kennt. Wie viele sind es jetzt im ganzen?"

„Noch vier, dann könnnen wir Jubiläum feiern. Dreihundertsechsundneunzig, alles zusammengerechnet, was ihr zwei Spitzbuben mir heute und in den letzten zehn Jahren vorgelogen habt. Ja, ja, ich weiß schon, daß ein anderer, der nicht von eurem Kuhdreck an den Hosen hat, umsonst anklopfen würde."

„Einem andern, das ist sicher", eiferte Päuli stirnerunzelnd, „erzähle ich nicht das leideste Märlein. Ich hab's mit den Geschichten, wie die Erner mit ihren drei Galgen. Die sind für uns und nicht für die fremden Fötzel."

„Jii — jesses", schrie die Wirtin und wankte mit wehenden Armen in die Stube hinaus. „Noch eine Sekunde und der Oberteufel Gumiso, das Plack, hätte mich am Schürzenbändel erwischt. Jetzt hört auf mit den schandbaren Teufeleien."

„Zur Gesundheit, Marie. Komm und laß' dir den Schrecken aus den Gliedern."

„Ja, da war auch einmal so eine Wirtin", fing der Botaniker boshaft wieder an. „Der Teufelspalast, könnt Ihr's überschreiben."

„Das hat er notiert, als wir bei der Teufelsbrücke am Alpwerk waren," unterbrach ihn der Gewalthaber.

„Nur los damit," gebot ich und zog das Büchlein nochmals aus der Tasche. Es nahm mich wunder, wie die Fassung diesmal lautete.

„Hat Euch das gefallen?“ fragte der Botaniker, als die Geschichte zu Ende war.

„Ganz famos“, rühmte ich im heiligsten Ernst. Da lachte er schmunzelnd in sich hinein.

Als ich später die Stenogramme verglich, war nicht nur der Inhalt, sondern zumeist auch die Redewendung durchaus übereinstimmend. „Die Fassade aus kohlschwarzem Marmor, Türgriff und Schloß von Gold, das glänzte wie Glas, und die Diele aus feingeblümtem Marfelstein.“ Der Botaniker, der nie aus seinen Bergen herauskam, nie ein Buch gelesen hat und seine sechzig Jahre in engen dumpfen Stuben verbrachte, konnte Königsschlösser und Teufelspaläste mit ein paar knappen Sätzen vor meine Augen zaubern, daß mir das Wasser im Mund zusammenlief.

„Schon in meinem sechsten Jahre mußte ich die Schafe hüten,“ erzählte Päuli, „und zweimal in der Woche in die Felsen hinaufsteigen, wo sie frei herumliefen und ihnen brav zu lecken geben. Mitte August mußte ich sie auf die Alp bringen zu der Viehherde und morgens in der Frühe in die Krächen und Geröllhalden treiben. Da gab es oft leides Wetter, so daß ich elend fror. Als Lohn erhielt ich die Kost und im Herbst ein Ziegerstöcklein, was mir große Freude machte. Da sagte ich: So nun habe ich schön verdient, das nächste Jahr gehe ich wieder. Aber sie müssen mir mehr Schafe geben und auch größeren Lohn. Im zweiten Jahr erhielt ich fünfundsiebzig Schafe und acht Franken Lohn. Als ich im Herbst das Geld auf der Hand zählte, hatte ich noch größere Freude. Und als der Senn, dem die meisten Schafe gehörten, mir noch fünfzig Rappen Trinkgeld drauf gab, war ich stolz wie ein junger Geißbock, der zum ersten Mal die Herde führt. Im dritten Jahr hatte ich hundertunddreißig Schafe und fünfzehn Franken Lohn. Nach Mitte August mußte ich sie täglich hüten, in den obern Staffel hinaufjagen, den die Kuhherde eben verlassen hatte und am

Abend wieder aufs Läger hinunterbringen zu den Kühen. Da sagte ich: So, jetzt geht das nicht mehr, ich will das große Vieh hüten. Sechs Sommer nacheinander war ich Kuhhirt auf der Hungerlialp. Da gab es in einem Sommer einmal so große Kälte, daß man nicht vor Mitte August in den obern Staffel fahren konnte. Einen Tag nach dem Aufzug hatten wir hässiges Wetter, Guxen und Schnee. Die weißen Vögel wirbelten herum und dazu tobte und pfiff der Sturm, daß mir die Zähne klapperten und das Blut in den Adern gerann. Den Schafen hingen die Eiszapfen von den Bauchsträhnen auf den Boden. Meine Hosen waren gefroren und an den Haaren hingen kleine Eiskerzen. Da sagte ich: Nein, das gefällt mir nicht mehr, ich will wieder die Schafe hüten, da brauch ich nicht immer bei der Herde zu sein und kann unter die Tannen und die Felsen schlüpfen, wenn es guxt.

Das nächste Jahr wählte mich die Gemeinde zu ihrem Schafhirten. Da mußte ich nun in der Wildnis bei den Schafen liegen. Aus dürrem Holz erstellte ich einen Schuppen, in dem ich jede Nacht schlief bis zum zweiten Heuet. Sonntags mußte ich die Herde versammeln und das Geleck verabreichen. Im ersten Jahr hatte ich dreihundertvierunddreißig Schafe und einen Trupp Gitzen. Meine Nahrung bestand aus Brot und Wasser, und hie und da gab es etwas Käse dazu. Im zweiten Jahr ging es wieder gleich, doch hatte ich viel mehr Schafe und ein gutes Lager, den Hohlenstein. Das war ein mächtiger Felsblock, der auf der Seite, wo er aufliegt, eine große Vertiefung hatte. Diese Höhle im Stein war meine Wohnung, in der ich dann viele Sommer hindurch gar fein geschlafen habe. Den Stein hat der liebe Gott den Schafhirten eigens an diesen Platz gerollt. Da war nämlich einmal einer, der hieß Hans Antoni. Der mußte immer im Freien schlafen, was ihm gar übel anschlug. Deshalb bat er den lieben Gott, er möchte ihm doch ein besseres Lager ver-

schaffen. Da sauste der Block von der Bergspitze nieder und blieb dort liegen, wo Hans Antoni betete."

„Da ist es mir als Ziegenhirt viel leider ergangen als dir", nahm der Botaniker das Wort.

„Richtig, vom Hohlenstein fällt mir grad noch eine höllisch feine Erzellete ein," schnitt ihm Päuli in die Rede. „Da war in alten Zeiten ein Senn —"

„Ich hatte nämlich einen bösen Stiefvater", fuhr Johannes bald darauf fort. „Und da war ich froh, als er mich zu einem Bauer ins Aletschtal verdingte. Dort mußte ich die Ziegen hirten. In der ersten Zeit stieg ich mit den Tieren jeden Morgen auf einen hohen Berg, wo ich den Kirchturm von meinem Heimatdörfchen erblickte, und da ließ ich die Ziegen laufen und warf mich auf den Boden und flennte vor Heimweh. Bald aber vergnügte ich mich mit den Arvenzapfen und bei den Himbeeren, und einmal fand ich ein Nest aus wunderschönen, weißen Kristallen, die alle Farben des Himmels wiedergaben. Ich brach die Steine heraus und trug sie nach Hause und der Meister verkaufte sie ins Hotel und behielt das Geld für sich. Nun hieß er mich Steine suchen und schöne Pflanzen, und abends, wenn ich mit den Ziegen zurück war, mußte ich ins Hotel gehen und sie dem Wirt und den Fremden verkaufen. Das Geld nahm mir der Meister ab. Einst, als ich in der Nähe des Sees hütete, kam ein fremder Maler und stellte seine Tafel auf. Ich mußte die Meisterziege am Horn nehmen und mich ins Wasser stellen. Das gab ein schönes Bild. Der Maler nahm mich mit ins Hotel und bezahlte mir ein gutes Essen und erbot sich, mich in die Stadt zu nehmen und schulen zu lassen. An den Abendsitzen aber hatte ich gar viel erzählen hören von reichen Herren, die Kinder raubten und sie zu Sklaven machten, darum hatte ich Angst, der Maler würde mich mästen und schlachten lassen und ging nicht mehr hin.

Im Winter mußte ich die Schweine und die Ziegen füttern und die Ziegen jeden Tag kämmen, damit sie schön und glatt würden. Da bekam mich die Tochter meines Meisters lieb. Sie steckte mir im Verborgenen oft einen Bissen aus dem Küchenschrank zu, und einmal nahm sie mich um den Hals und küßte mich. Das sah der Vater, o, was bekamen wir da beide Prügel, daß mir die Sterne vor den Augen flimmerten, und am nächsten Morgen jagte er mich ohne Frühstück von dannen."

„Ei, der verdammte Bösewicht," rief die Wirtin, die mit roten heißen Wangen zuhörte.

„So, hätte der Meister ihm etwa noch zureden sollen und ihn aufmuntern," brauste Päuli auf. „Die Hand weg vom Weibervolk, wenn du gut schlafen willst. Da hätte ich bald das Beste vergessen. Eine flotte Geschichte, aber völlig flott."

„Wenn du wieder anfängst mit deinen Teufelspossen," drohte die Wirtin, „so dreh' ich die Lampe aus. J—jesses, nun schlägt es schon zwei an der Kirchenuhr."

„Wenn Ihr morgen mein Schafalpenrösi kostet," sagte der Botaniker, „so weiß ich dann auch noch etwas ganz Feines zu erzählen."

Ich schüttelte den Kopf, zog einen dicken Strich in mein Notizbuch und schloß den Abendsitz.

Der Hungerlibub.

Hyazint war armer Leute Kind. Er sah immer blaß aus und war hager und dünn am Leib und an den Gliedern, nur so zum Umblasen. Deshalb nannten ihn die Leute spotthalber den Hungerlibub.

Schon frühe schickten ihn die Eltern fort, damit er sich sein Brot verdiene.

Hyazint wanderte weit, weit weg, bis ins Italienische. Er dachte, hier kenne ihn niemand, und er brauche den schimpflichen Übernamen nicht mehr zu hören.

Bei den italienischen Älplern verdingte er sich als Hirte. Jede Woche einmal mußte er mit der Stute ins Tal hinabsteigen, um Nahrungsmittel zu holen.

Es dauerte nicht lange, so ward er auch hier von allen gehänselt, verschupft und übel gelitten, und bald hieß er auch bei den Sennen der Hungerlibub.

Das tat ihm so weh, daß er die Menschen mied und argwöhnisch und verschlossen seiner Wege ging.

Nur mit dem Pferd und dem Hündlein der Sennen, das ihn auf Schritt und Tritt begleitete, führte er die längsten Gespräche. Er teilte sein Brot und seine Lagerstätte mit dem Hund, der bald sein bester und einziger Kamerad war.

Eines Tages, als er mit der Stute Vorräte holte, trabte das Füllen hintennach, tat einen Mißtritt und stürzte in die Schlucht zu Tode.

Nun war Hyazint in großer Not. Wenn er sich drausmachte, um den Flüchen und Prügeln der Sennen zu entgehen, so bekannte er sich schuldig. Also zurück auf die Alp.

Was er erwartete, traf ein. Mit Stöcken und Prügeln fielen die Sennen über ihn her und hätten ihn tot geschlagen, wenn nicht der Hund ihm zu Hilfe gekommen wäre und seine Peiniger wütend angefallen hätte.

In der Nacht, als alle schliefen, stand Hyazint auf und verließ die Hütte, um nie mehr zu den bösen Sennen zurückzukehren. Der Hund trabte getreulich mit.

Der Weg führte ihn bald auf die große St. Bernhardstraße.

Auf einmal stand ein absonderliches Männchen neben ihm, mit langen, über die Knie heraufgezogenen Stiefeln, roten Hosen und weißer Weste.

„Wohin in so später Nacht?“ fragte das Kerlchen.

„Heimwärts“, erwiderte Hyazint traurig.

„Die Alpzeit ist noch nicht um.“

„Nein, aber ich habe die Prügel und Quälereien satt,“ und nun erzählte er, wie übel es ihm bei den sieben Sennen ergangen sei.

„Sei getrost, mein junger Freund,“ unterbrach ihn das Männchen. „Kehr' um und tue, als ob nichts vorgefallen wäre. Sobald es Zeit ist, werde ich dir ein Mittel in die Hand geben, womit du reichlich zurückbezahlen kannst, was dir Schlimmes zugefügt wurde. Vor allem aber mußt du stark werden wie ein Bär, drum iß und trink nichts anderes mehr, als die Milch von der Stute. Und hier schenke ich dir ein Taschenmesser. Trag es immer im Sack und du wirst seine Kraft kennen lernen.“

Damit trollte sich das Männchen eilig davon, während Hyazint mit wirrem Kopfe stehen blieb, langsam kehrt machte und wieder zur Alp emporstieg, wo alles noch im tiefsten Schlafe lag. Seine Abwesenheit war unbemerkt geblieben.

Von nun an lebte Hyazint einzig und allein von der Milch der Stute. Seine Kräfte wuchsen zusehends, die Blässe

seines Gesichtes verschwand und seine Arme wurden rund und stark. Die Neckereien der Sennen ließ er unbeachtet.

Eines Tages fiel der Meisterhirt, ein starker ungeschlachter Gesell, wegen einer Kleinigkeit über ihn her und schlug ihn mit den Fäusten. Da packte Hyazint zu und schmetterte den Gewaltigen so unsanft zu Boden, daß ihm eine Rippe brach.

Als die übrigen Sennen das sahen, wagte sich keiner mehr an den Hungerlibub. Im Herbst aber verklagten sie ihn vor Gericht und brachten es durch falsche Angaben dahin, daß er ins Gefängnis wandern mußte. Der Hund begleitete ihn und wich nicht von seiner Seite.

Das Essen, das der Gefangene erhielt, war so schmal und schlecht, daß es nicht für zwei ausreichte und beide ganz elend wurden. Der Hund sah ihn aus seinen klugen Augen bittend an und legte den Kopf auf seinen Schoß.

Hyazint streichelte das Tier und sann nach, wie er sich befreien könnte. Da fiel ihm das Männchen ein von der großen St. Bernhardstraße und das Messer, das er von ihm erhalten hatte. Er zog es aus der Tasche und stieß die Klinge dreimal in die Tür.

Wie auf ein Zauberwort flog sie geräuschlos auf. Eine zweite und dritte Tür öffnete er in gleicher Weise. Von den Wächtern unbemerkt, gelangte er mit seinem treuen Begleiter ins Freie.

Auf der großen St. Bernhardstraße stellte das Männchen sich wieder ein und sagte: „Nun ist es Zeit, daß ich dir ein drittes Geheimnis anvertraue. Willst du einen guten Trunk, ohne daß es dich einen Kreuzer kostet, so geh' zum nächsten Baum und stoße das Messer in die Rinde und alsbald wird der Wein aus dem Heft rieseln, wie vom Spund gezapft. Freilich mußt du dabei stets an ein bestimmtes Faß denken."

Sehr gut, dachte Hyazint, als das Männchen fort war. Machen wir einmal die Probe. Meine sieben guten Freunde

auf der Alp haben alle Wein im Keller, den will ich gleich versuchen.

Flugs schlug er das Messer in einen Lärchenstamm und allsogleich quoll ein herrlicher roter Italiener aus dem Heft, der ihm doppelt gut schmeckte, weil ihn der böse Meisterhirt liefern mußte.

Von nun an plagte ihn öfters der Durst, und da zapfte er immer wieder, bald Roten, bald Weißen, bis alle sieben Fässer seiner Feinde geleert waren.

Nun ging er auf Reisen und kam in ein Städtlein, wo große Trauer herrschte.

„Was ist da los?“ fragte er den ersten, der ihm begegnete.

„Du kommst wohl weit her, daß du das nicht weißt und so dumm fragst? Seit drei Wochen ist Trauer im Lande und der König schläft nicht mehr. Ein Drache hat ihm seine einzige Tochter geraubt.“

„Hat er sie gefressen?“

„Ei, wie du gottlose Fragen stellst. In ein schönes Schloß hat er sie getragen zu einem bösen Zauberer. Und da sind sieben goldene Türen, die niemand öffnen kann, weil der Drache davor Wache hält.

Hyazint kaufte einen baumlangen Spieß, ließ sich den Weg zum Zauberschlosse weisen und stieg furchtlos den Berg hinan.

Hinter ihm trottete sein treues Hündlein mit erhobenem Schwanze und schien sich auf den bevorstehenden Strauß zu freuen.

Sie kamen zu dem Schlosse mit den sieben goldenen Türen, und vor der ersten lag ein greulicher Drache und schlief.

Mit einem Satze sprang ihm der Hund auf den Rücken und biß ihn tüchtig in den Hals. Der Drache erwachte und sperrte den Rachen weit auf.

Augenblicks stieß ihm Hyazint den Spieß in den Schlund und so tief ins Gekröse, daß das Untier tot zu seinen Füßen stürzte.

„Das hast du brav gemacht, mein lieber Freund,“ lobte Hyazint sein Hündchen und streichelte ihm den Pelz.

Mit seinem Messer stieß er alle sieben Türen auf, und als die letzte krachend in die Angeln flog, stand er dem Zauberer gegenüber, der vor Schrecken tot niedersank.

Die erlöste Prinzessin fiel ihm jubelnd um den Hals, doch Hyazint war so geblendet von ihrer Schönheit, daß er kein Wort hervorbrachte.

Sie zog ihn mit sich fort, und bald ging die Kunde im Städtlein, die Königstochter sei befreit und der Drache samt dem Zauberer getötet.

Das Volk strömte zusammen, und im Gedränge ließ Hyazint die Hand der Prinzessin los, weil sein Hund zurückgeblieben war.

Als er ihn wiederfand, war die Prinzessin verschwunden. Hyazint ging hinaus vor die Stadt und legte sich in den Schatten eines Kirschbaumes.

„Einen Trunk aus dem besten Fasse des Königs habe ich wohl verdient,“ sagte er zu seinem wedelnden Gefährten, stieß das Messer in den Stamm des Baumes und schlürfte den köstlichen Wein.

Nachdem der Durst gelöscht war, stellte sich der Hunger ein, und auch das Hündlein gab zu verstehen, daß es gerne etwas zu beißen hätte.

Hyazint besann sich nicht lange und sagte: „Hopp, lauf und hole mir von des Königs Tisch ein Stück Braten, groß genug für dich und mich.“

Der Hund sprang bellend davon.

Der König hatte ein großes Gastmahl veranstaltet und saß mit seiner Tochter und allen Hofleuten an der festlich geschmückten Tafel.



Alle waren fröhlich und guter Dinge, nur die Prinzessin rührte keine Speisen an. Sie war traurig, weil sie ihren Befreier in der Volksmenge verloren hatte und ihn niemand finden konnte.

Eben wurde in goldener Schüssel ein köstlicher Braten hereingetragen und dem König gereicht, als der Hund in den Saal hineinrannte und schwapp, das Stück Fleisch wegschnappte und davontrug.

„Ei, du verdammtes Plack," rief der König entrüstet. „Was ist das für ein unverschämter Hund. Wem gehört er?"

Niemand verstand Auskunft zu geben.

Hyazint teilte den Braten mit dem Hund und beide lebten herrlich daran.

„Nun hopp, und hole mir von des Königs Tisch ein Stück Kuchen, groß genug für dich und mich."

Der Hund sprang wedelnd davon.

Der Oberhofküchenmeister stellte just einen großmächtigen Kuchen vor den König, als der Hund hereinstürzte, den Kuchen packte und davonrannte.

„Auf, ihr Schnelläufer," rief der König voll Zorn. „Bringt mir den Kerl, dem der Hund gehört. Der muß hangen."

Sofort sprangen die beiden Schnelläufer auf und dem Hunde nach.

Hyazint legte grad seinem Hündlein die größere Hälfte von dem herrlichen Kuchen vor, als die Läufer heranschnauften und riefen: „Du sollst auf der Stelle zum König kommen, du wirst gehängt."

„So," sagte Hyazint, „wenn der König mich hängen will, so soll er selber kommen und mich holen."

„Der Lauskerl," schimpfte der König, als sie ihm die Botschaft ausrichteten. „Nun muß ich ihn noch selber holen. Anspannen!"

In seinem Vierspänner fuhr er zum Städtlein hinaus und hielt beim Kirschbaum an.

„Ist das dein Hund?“ fragte er.

„Jawohl, das ist mein treuer Kamerad.“

„Komm mit auf's Schloß, dort wirst du gehängt.“

„Gleich,“ sagte Hyazint, „erlaubt nur, daß ich Euch vorerst einen Schluck von meinem Wein anbiete.“

Er zapfte vom Baum und reichte ihm den Becher.

„Was,“ rief der König. „Der ißt mir den Braten und den Kuchen weg, und nun sauft er noch von meinem Wein! Auf der Stelle an den Galgen mit dir.“

Hyazint nahm sein Hündchen auf den Arm, stieg in die Kutsche und fuhr mit dem König ins Schloß.

Die Prinzessin stand unter dem Portal, als der Wagen in den Hof donnerte. Sie erkannte ihren Befreier sofort und stürzte ihm freudig entgegen.

„Was,“ rief der König betroffen, „du bist der Tollkühne, der meine Tochter erlöst hat? Jetzt hätte ich bald meinen eigenen Schwiegersohn gehängt, so eine gottssträfliche Dummheit.“

Am nächsten Tage ward die Hochzeit gefeiert.

Wie der Zuhirte pfeifen und der Hirt das Jodeln lernte.

Hoch oben auf der Alp befanden sich der Senne, der Hirt und der Zuhirt. Als sie anfangs August in das obere Senntum fuhren, lief ihnen eine Kuh weg.

Der Senne, der die beiden Gehilfen nicht leiden mochte, den ganzen Tag fluchte, schrie und spottete, wenn sie ihre Gebete verrichteten, jagte den Zuhirten in den verlassenen Staffel hinunter, damit er die Kuh suche und zurückbringe.

Es war schon dunkel und der Knabe fürchtete sich.

„Gehst mir gleich, du Hudelbub," schimpfte der Senn und warf ihm ein Scheit an den Kopf.

Weinend gehorchte der Zuhirt, trampelte den Weg hinunter und rief und lockte die Kuh, ohne sie zu finden.

Inzwischen wurde es stockdunkle Nacht. Der Knabe wagte nicht, ohne die Kuh zu dem bösen Sennen zurückzukehren und warf sich in der verlassenen Hütte auf das Lager.

Mitten in der Nacht erwachte er von einem schrecklichen Gepolter. Die Tür ging auf und eine ganze Schar von Sennen und Älplerinnen, alle altmodisch gekleidet, drängten sich ins Gemach und taten, als ob sie hier zu Hause wären.

Sie hingen den Kessel über das Feuer, kochten Milch und trafen die Vorbereitungen zum Käsen.

Hernach wurde die Kuh, die er gesucht hatte, hereingebracht, geschlachtet, und das Fleisch im großen Kessel gesotten.

Dem Zuhirten ward es unheimlich. Er schlotterte vor Angst, und als sie ihn einluden, mitzuessen, bedankte er sich

und wollte nicht. Doch sie nötigten ihn und reichten ihm eine Rippe, die er benagte.

Als alle satt waren, legten sie die Knochen sorgsam in die Kuhhaut, ersetzten die Rippe, die der Zuhirt noch in der Hand hielt, durch einen Holunderstab und banden die Haut zusammen.



Nun begannen sie nach dem Takte eines Hackbrettes zu pfeifen und bald auch zu singen und zu musizieren, daß den Buben alle Angst verließ und er nur staunen und lauschen mußte.

Der Meistersenn trat an sein Lager und fragte: „He, Büblein, was möchtest du am liebsten lernen, pfeifen, singen oder Hackbrett spielen?"

„Ein Hackbrett vermag ich nicht zu kaufen," erwiderte er, „aber als Zuhirt wäre es für mich sehr bequem, wenn ich gut pfeifen könnte."

„Gut, das sollst du lernen," riefen die Geister im Chor und verschwanden.

Als der Kleine am Morgen vor die Hütte trat, fand er die vermißte Küh vor dem Stall angebunden.

Er führte sie zum obern Staffel und pfiff dazu in einem fort, bald wie eine Amsel, bald wie eine Lerche. Ja, es gab keinen Vogel in den Bergen, den er nicht täuschend nachahmen konnte.

Am Abend fehlte wieder eine Kuh.

Diesmal jagte der Senn den Hirten davon und drohte ihm mit dem Prügel, wenn er das Tier nicht zurückbringe.

Der Hirte machte sich auf die Suche, wurde von einem Unwetter überrascht und mußte in der untern Hütte über Nacht bleiben.

Da erschien das Geistervolk wiederum, brachte die vermißte Kuh herein, tötete sie, fachte Feuer an, kochte und verzehrte das Fleisch.

Der Hirt erschrak zu Tode, doch als das Älplervolk schöne Lieder sang, wunderbar jodelte und das Hackbrett dazu summte, wurde ihm wohl und leicht ums Herz.

Der Meistersenn trat mit zwei Gepsen voll Milch an sein Lager und sagte: „Hier ist verfluchte und da ist vergorene Milch. Wählst du die erste, so wirst du ein steinreicher Mann. Wählst du die zweite, so lehre ich dich jodeln."

„Jodeln, jodeln möchte ich, so fein und so schön, wie ihr eben gejodelt habt," rief der Bursche voll Begeisterung. „Ich könnte mir damit gut die Zeit vertreiben."

„Das sollst du lernen," bestimmte die spukhafte Gesellschaft, und alsbald wurde es dunkel und still, und der Hirte schlief wieder ein.

Am Morgen fand er die Kuh vor der Hütte angebunden und stieg mit ihr singend und johlend zum obern Staffel empor.

Als der Senn hörte, wie der Zuhirte pfiff, daß die Vögel darob stumm wurden, und der Hirte jodelte, daß es in den Felsen widerhallte, wurde er neidisch und beschloß, auch in den untern Staffel hinabzusteigen und dort das Hackbrettspiel zu erlernen. Das müßte noch ganz anders klingen als die Pfeiferei und der Jodelsang der beiden Gefährten.

Beim Zunachten schlich er ohne triftigen Grund in die untere Hütte hinab, von wo er nicht mehr zurückkehrte.

Die zwei Hirten ahnten Ungutes, stiegen hinunter und fanden in der Hütte den Sennen tot im Stroh liegen. Auf seine nackte Brust war ein Hackbrett aufgemalt.

Von der Zeit an konnte niemand mehr in der Hütte wohnen, bis ein frommer Geistlicher sich herbeiließ, den Spuk zu bannen.

Türliwirli.

Zur Zeit, als die Zwerge noch in den Bergen hausten und den Älplern manchen Schabernack spielten, ihnen aber auch große Wohltaten erwiesen, besaß ein Zwergenpaar ein Töchterlein mit Namen Türliwirli, das alle Mädchen des Landes an Schönheit und Anmut übertraf.

Es ging auch nicht lange, so erschien ein flotter Bauernbursche als Freier.

„Wir sind arm und können dir als Hochzeitsgabe keine großen Geschenke machen," sagte die Zwergenmutter. „Immerhin nimm dies Häuflein Kohlen und trage Sorge dazu."

Der Jüngling dachte, Kohlen habe er zu Hause genug, und leerte unterwegs die Tasche bis auf ein Stück, das zufällig darin blieb.

Zu Hause bemerkte er zu seiner Überraschung, daß sich die Kohle in funkelndes Gold verwandelt hatte.

Die Braut bat ihn am Hochzeitstage, sie immer lieb zu haben und nie beim Namen zu rufen, was er gerne versprach.

Viele Jahre lebte er glücklich mit seiner Frau. Die drei Kinder, die sie ihm schenkte, gediehen und machten ihnen Freude.

Eines Tages ging er mit den Männern seines Dorfes ins Alpwerk. Es war anfangs Juni und da galt es, die Alphütten und die Zäune auszubessern, die der Winterschnee schief gedrückt hatte.

Als er spät abends müde nach Hause kam, empfing ihn die Frau freundlich und sagte: „Heute habe ich böse Zeit gehabt. Ich habe das grüne Korn bis auf den letzten Halm geschnitten und zwischen Tannenreiser gelegt."

„O du vermaledeites Türliwirli,“ fuhr der Mann empört auf.

Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, so war die Frau zur Tür hinaus und verschwunden.

In der Nacht aber fiel ein Reif und die Saaten der Nachbarn gingen alle zu Grunde.



Da gereute den Mann das böse Wort und er rief nach seinem Weibe, doch umsonst, sie kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Erst wenn er das Haus frühmorgens verlassen hatte, um an die Arbeit zu gehen, trat sie leise zu den Betten der Kinder, wusch und kämmte sie, flickte ihnen die Kleider und räumte die Stube auf. Wenn sie das getan hatte, küßte sie die Kleinen und verschwand.

„Nun komme ich noch dreimal," sagte eines Morgens die Mutter zu den Kindern, „und dann nimmermehr, aber ihr dürft es dem Vater nicht verraten."

„Schon lange ist mir aufgefallen," bemerkte am Abend der Vater zu den Kindern, „daß ihr alle sauber und ordentlich angezogen seid. Grad als ob die Mutter noch da wäre."

„Sie kommt ja jeden Morgen," riefen die Kinder, „wäscht und kämmt uns und wischt die Stube."

„Ich schließe stets das Haus und verstecke den Schlüssel, fragt sie doch, wie sie es anstellt, das Haus zu öffnen."

Als die Kinder die Mutter darum befragten, erwiderte sie: „Ich weiß doch gut, wo der Schlüssel steckt. Nun komme ich noch zweimal und bleibe dann fort für immer."

Der Vater hatte ein großes Verlangen nach der Mutter, die er gern um Verzeihung gebeten hätte, doch er wußte nicht, wie es anstellen.

Am nächsten Morgen sagten die Kinder zu der Mutter: „Liebe Mutter, bleibe doch bei uns. Seit der Vater dich nicht mehr gesehen hat, ist er immer traurig. Er spielt nie mehr mit uns und geht früh zu Bett."

„Morgen komme ich zum letzten Mal," sagte die Mutter bekümmert und küßte die weinenden Kinder.

Der Vater aber hatte einen Freund gebeten, aufzupassen, und wenn seine Frau ins Haus gehe, die Tür zu schließen und ihn zu rufen.

Das geschah, und nun eilte der Vater ins Haus und bat seine Frau um Verzeihung.

„Ein Glück, daß du gekommen bist," rief sie freudig, „sonst hätte ich auch die Kinder verlassen müssen. Nun bleibe ich wieder bei dir und wenn du dein Versprechen hältst, so können wir noch viele Jahre glücklich beisammen leben."

Der alte Soldat.

Ein Soldat mit grauem Bart und Haaren war des Dienstes und der vielen Mühseligkeiten überdrüssig. Er verließ deshalb seine Waffengefährten und machte sich auf die Wanderschaft. Seine kleinen Ersparnisse waren bald aufgezehrt, und es blieben ihm nur noch drei Kreuzer in der Tasche.

Das verdroß ihn weiter nicht, und er zog gemächlich fürbaß. Irgendwo werde ich schon unterkriechen und zu essen erhalten, sagte er sich und schnürte den Ledergurt um drei Löcher enger.

Wie er so einsam dahinwanderte, begegnete ihm ein Bettelmann, der um Almosen bat.

„Was soll ich dir geben," sagte der Soldat, „habe ich doch selber nur mehr drei Kreuzer, zwei für Schnaps und einen für Brot."

„Da hast du immer noch um das mehr als ich," versetzte der Bettler und hielt die Hand hin.

Der Soldat schenkte ihm einen Kreuzer und ging weiter.

Nach einem Stück Weges begegnete ihm wiederum ein armseliger Mensch, der um eine Gabe flehte.

„Gerne würde ich dir etwas schenken, mein Lieber, doch ich besitze nur noch zwei Kreuzer."

„Da hast du immer noch um so viel mehr als ich."

Der Soldat klaubte den zweiten Kreuzer aus der Tasche und gab ihn dem armen Gesellen.

Noch in der gleichen Stunde traf er mit dem dritten Bettler zusammen, der ihn ansprach.

„Was soll ich dir schenken," sagte der Soldat freundlich, „ist doch mein Habersack leer und nur noch ein armseliger Kreuzer in der Tasche.

„Mein guter Freund, so hast du um das mehr als ich," erwiderte der Bettler mit seltsam weicher Stimme.

Der Alte zog das letzte Nickelstück hervor und drückte es ihm in die Hand.

Er setzte die Wanderschaft fort, und als er müde war, ließ er sich am Wegrand nieder.

Seine Taschen waren leer, der Magen knurrte. Er schnürte den Leibgurt noch um drei Löcher enger, streckte sich ins Gras und legte den Kopf auf das Ränzel.

Da sah er drei Männer des Weges kommen. Es waren die Bettler von der Landstraße. Er kannte sie gleich, obschon sie nicht mehr in Lumpen einhergingen, sondern in schönen Kleidern und alle drei lächelnd und heiteren Mutes.

Sie blieben vor ihm stehen und der Mann mit der schönen klangvollen Stimme ergriff das Wort:

„Ich bin Christus der Herr, und hier sind Petrus und Johannes. Du hast uns heut deinen letzten Zehrpfennig geschenkt und darfst dir nun eine Gnade erbitten."

„Wünsche dir den Himmel," flüsterte ihm Petrus ins Ohr. „Den Himmel, hörst du."

„Ah, ich mag noch nicht sterben," erwiderte der Soldat.

„Nun gut, lieber Herr Jesus. Was soll ich den Sack immer leer am Buckel tragen. Wenn ich sage, nimm und gib, so soll er nehmen und spenden, ganz nach meinem Belieben."

„Gut gewünscht," sagte Christus und fuhr mit der Hand streichelnd über den Habersack.

„Auch von mir darfst du etwas wünschen," sagte Johannes, „denn auch mir hast du aus der Not helfen wollen."

„Sei nicht töricht und wünsche dir den Himmel," flüsterte Petrus.

„Ach was, ich will leben und noch nicht sterben. — Meine Flinte ist alt und rostig und taugt nichts mehr. Schenke mir ein Gewehr, das niemals das Ziel verfehlt."

„Gut, mein Freund," sagte Johannes und hing ihm eine neue Flinte mit silbernem Schloß und Schnapphahn über die Achsel.

„Und womit kann ich dir eine Freude bereiten?" fragte Petrus.

„Ich bin so oft in Gefahr und blutigem Streit gewesen, daß ich mir nichts Besseres wünschen kann als eine Pfeife, die mich aus allen Nöten und Gefährden befreit und den Feind zahm und gefügig macht."

„So sei es," erwiderte Petrus und schlang ihm die Schnur mit dem Pfeiflein um den Hals.

Mit dem Ränzel am Rücken, dem Gewehr an der Schulter und dem Pfeiflein am Halse wanderte der Soldat fröhlich durch die Welt.

Spürte er Hunger, flugs rief er: „Sack nimm und gib mir Brot, Fleisch und Wein," und er konnte sich nur hinsetzen und Mahlzeit halten.

Regte sich sein Soldatenblut, so stürzte er sich in die Schlacht, wo eben Krieg war und machte mit seiner Pfeife alle Listen und Ränke der Feinde zu schanden.

Oder er stieg ins Gebirge und erlegte mit der wunderbaren Büchse Gemsen und anderes Wild. Er brauchte nicht einmal zu zielen und traf doch Schuß um Schuß.

Kam er in ein Dörflein, wo eine lustige Gesellschaft beisammensaß, etwa an der Kirchweih, wo das Ende vom Lied fast immer eine Rauferei war, so blies er in die Pfeife, und die Leute, die sich eben noch mit Fäusten und Stühlen verprügelt hatten, fielen sich in die Arme und gingen friedfertig auseinander.

Eines Abends kam er zu einem einsamen schönen Haus. Das Essen stand schon auf dem Tisch, als er eintrat, und er

ließ es sich wohl schmecken. Nach der Mahlzeit ging er zu Bett und schlief in den weichen Federn so gut, daß er schnarchte wie ein Tanzbär.

Mitten in der Nacht erwachte er von einem schrecklichen Gepolter. Die Tür flog krachend auf und ein schwarzes Teufelchen trat an sein Bett und winkte ihm.

„Sack, nimm den Kerl," sagte der Soldat. Flugs verschwand der Poltergeist in seinem Habersack, und es wurde wieder ruhig.

Als er am Morgen sein Ränzel an den Rücken schwang, merkte er gleich, daß es schwerer war als sonst und rund gestopft.

Deshalb hielt er in der Schmiede an und erzählte, wo er die Nacht zugebracht und wie ihm ein Kerl unerhört frech den Schlaf gestört habe.

„Danke Gott, daß du heil davongekommen bist," rief der Schmied. „Es kam noch keiner lebend aus dem Haus."

„Um so schlimmer für den Lauskerl, der in meinem Sacke steckt. Nimm den schwersten Hammer und schlage auf das Ränzel los, was du aus deinen Armen herausbringst."

Er warf den Sack auf den Amboß, und der Schmied hieb drauf los, Streich um Streich mit der Wucht seiner Arme, bis er platt gehämmert war.

Der Soldat lachte fröhlich, löste die Riemen und befreite den armen Teufel, der platt gedrückt, hinkend und fluchend sich aus dem Staube machte.

Eines Tages stieg der Soldat in die Berge hinauf, denn die Gemsjagd war sein liebstes Vergnügen.

Er sah, wie zwei Jäger sich am Rande eines Abgrundes niederlegten, um eine Gemse zu schießen.

„Halt," rief er, „laßt mich den Schuß abgeben; ich wette meinen Kopf, daß er nicht fehlgeht."

Die Jäger setzten die Flinten ab und überließen ihm den Schuß.

Als sie den toten Bock holten, machte jeder Anspruch darauf. Die Jäger sagten: „Wir haben das Tier erspäht, also gehört es uns.“

Der Soldat wehrte sich: „Ich habe das Tier erlegt, also ist es mein. Doch ich schenke euch den Bock, nehmt und teilt ihn.“

„Wir wollen nur, was uns zu Recht gehört,“ brausten die Jäger auf, fielen beide über ihn her und wollten ihn erwürgen.

Der Soldat zog schnell seine Pfeife hervor und blies. Potz Wetter, wie die Jäger augenblicks sanft und gefügig wurden und sich ins Dorf hinab führen ließen, wo der Schmied sie zur Strafe an den Amboß schlug.

Dem alten Soldaten lag die Abenteuerlust im Blute und er bestand noch manchen lustigen Strauß.

Eines Tages tippte ihm einer auf die Schulter, dem weder mit dem Sack, noch mit der Pfeife beizukommen war.

Das war Gevatter Tod.

Er geleitete ihn an die Himmelspforte, wo Petrus ihn ungnädig abwies.

„Mein Reich ist für dich geschlossen,“ grollte der Heilige. „Du hast dir den Himmel ja nicht gewünscht.“

„So gehe ich mit dir eine Tür weiter,“ sagte der Tod und führte ihn ans Portal des Fegefeuers.

Die beiden Jäger standen hier Wache.

„Kehr' um,“ riefen sie wie aus einem Munde. „Hier ist nicht der Ort, wo man die Leute an den Amboß schmiedet.“

„So bleibt uns halt nur noch die Hölle,“ sagte der Tod und schritt mit dem Soldat am Arm der Höllenpforte zu.

Ein rotes Schiebfensterchen ging auf und ein plattgedrückter Kopf schob sich mühsam durch die Öffnung.

„Weg mit dem Kerl und seinem Habersack," brüllte der Teufel und verzerrte die Fratze in grausiger Angst.

Das Fenster schloß sich krachend und ein schwarzes Vorhänglein fiel nieder.

Spornstracks lief der Soldat wieder zum Himmel zurück, wo eben eine arme Seele hineingeschlüpft war.

Das Tor stand noch handbreit offen, und was er mit seinen Augen erhaschen konnte, war so unsäglich schön und wunderbar, daß eine große Sehnsucht sein Herz erfüllte.

Er warf schnell seinen Habersack durch die Spalte und rief: „Sack, nimm mich und gib."

Da lag er schon zusammengerollt im Sack und gleich darauf lang ausgestreckt daneben.

Das Himmelstor klappte zu und der alte Soldat war im Paradies, wo er nun seine Ruhe fand.

Das Gemsenmütterchen.

Weit hinten im Lötschental, wo die Gletscher fast bis zu den Alphütten herabreichen, lebte ganz einsam eine alte Frau, das Gemsenmutterli genannt.

Die Gemsen waren ihre Lieblinge. Sie naschten von dem Kohl, den sie in ihrem Gärtchen eigens für die Tiere anpflanzte und fraßen ihr aus der Hand. Ja, nicht selten geschah es, daß ein Gemslein mit hinkendem Fuß sich vor die Tür stellte und wartete, bis die Alte herauskam und ihm eine heilsame Salbe daraufstrich. Sogar gebrochene Beine verstand sie zu heilen, und wenn so ein wildes Zicklein, das es den Alten nachtun wollte, einen Fehltritt machte, so kam es in der Pflege der Gemsenmutter bald wieder zu Kräften und gesunden Füßen.

Niemand im Tale wagte es, Jagd auf die Tiere zu machen, denn die Alte kannte ein jedes mit Namen und zählte die Herde jeden Tag.

Zudem war keine Familie im Tal, die ihr nicht eine Wohltat zu verdanken hatte.

Da stieg an einem Herbstmorgen ein Jäger aus dem Nachbartal über die Berge und schoß ihr drei Tiere weg. Sie hörte den Knall der Büchse und klomm in großer Angst dem Jäger nach. Als sie ihn erreichte und die Gemsen mit durchschossener Brust am Boden liegen sah, schluchzte sie herzbrechend und klagte: „Warum tötest du meine Tiere? Weißt du nicht, daß ich die Gemsenmutter bin und dich verderben könnte?"

„Nein, das habe ich währli nicht gewußt," versetzte der Jäger und wurde totenblaß.

„Laß mein Herde fortan in Ruh', und ich will dich dafür entschädigen. Da, nimm das Käslein, und wenn du acht gibst, daß jeden Abend noch ein Rest davon übrig bleibt, so wirst du es am andern Morgen wieder frisch und ganz vorfinden.“



Der Jäger war des zufrieden, steckte das Gemskäslein ein und bedankte sich. Froh, so gut davongekommen zu sein, machte er sich mit der Beute auf den Heimweg.

Jeden Tag verzehrte er den Käse bis auf ein Restchen, und jeden Morgen lag er wieder rund und ganz auf seinem Tisch.

So lebte er viele Jahre lang still und zurückgezogen und ließ die Gemsen in Ruhe.

Einstmals aber, als die Herbstsonne golden über die Berge heraufstieg, litt es ihn nicht länger zu Hause.

Er steckte das Käslein in die Tasche, schlug die Büchse über die Schulter und klomm in die Berge empor. Als er den Grat überschritten hatte und am Gletscherrand hinabschlich, sah er tief unten ein Gemsrudel friedlich äsen.

Bei der ersten Alphütte verzehrte er sein Mittagmahl und schaute den weidenden Tieren eine Weile zu. Eine unbezwingliche Lust quälte ihn, an die ahnungslosen Tiere heranzupirschen und einige Böcke niederzuknallen. Eine innere Stimme warnte ihn, doch er konnte dem Drang einfach nicht widerstehen, klomm ein Stück weit abwärts und erlegte die zwei schönsten Böcke.

Als er mit seiner Beute zu der Alphütte kam, hatten die Mäuse den Käse samt der Rinde aufgefressen. Von dem schönen Geschenk der Gemsenmutter hatte er nun keinen Genuß mehr.

Trotzdem konnte der Jäger seine Leidenschaft nicht mehr bezwingen. Ein zweites Mal ging er auf die Jagd, schoß und fehlte. Auf dem Rückweg geriet er in ein fürchterliches Unwetter.

Durch das Sturmgetöse klang schauerlich von den Gräten herab der Fluch der Gemsenmutter: „Weil du dein Wort gebrochen hast, sollen deine Güter und Matten zu Steinwüsten, soll dein Haus zu Fels werden."

Als der Sturm sich legte, war alles eine Wüstenei, an Stelle des Jägerhauses ein Felsblock, statt der blühenden Matten und Felder eine Trümmerhalde.

Der Jäger aber stürzte in eine tiefe Schlucht, aus der heute noch in Quatembernächten seine Stimme hohl und klagend herauftönt.



Drei Küsse.

Ein junger Älpler verließ in der Abendkühle seine Hütte und stieg den Berg hinan der Alp zu, um nachzusehen, ob seine Kühe gesund und rund seien.

Er kannte den Weg wie seinen Hosensack und gelangte summend und trällernd rasch über den Wald empor.

Plötzlich tönte ferner Gesang an sein Ohr. Er verhielt den Schritt und lauschte entzückt der schönen Stimme. Es war eine feine silberhelle Frauenstimme, wie er sie noch nie in seinem Leben gehört hatte.

Ist's eine Älplerin? Die sänge laut und schmetternd. Ein Stadtfräulein? In der Nacht und in dieser einsamen Gegend?

Leise setzte er den Marsch fort, um mit dem Getrampel seiner Nagelschuhe die Sängerin nicht zu erschrecken. Immer heller, lieblicher, entzückender klang die Stimme durch die stille Nacht.

Bei einer Biegung des Weges gelangte er zu einem Felsblock, der im Glanz des Mondes schimmerte.

Auf dem Stein saß eine Jungfrau in der Pracht ihrer blonden Haare, in dessen Strähnen Perlen schimmerten. Ein weißes Seidenkleid, über und über mit Edelsteinen besetzt, umhüllte die zarten Glieder und wallte vom Steine herab. Aus dem blassen Angesicht leuchtete ein wunderbares Augenpaar und von ihren Lippen strömte der bezaubernde Gesang, während sie mit goldenem Kamme die langen Flechten ordnete.

„Wer bist du, Holdmägdelein?“, rief der Jüngling, als er sich von seinem Erstaunen erholt hatte.

Die Jungfrau erwiderte mit süß klingender Stimme: „Eine arme Seele, der du die ewige Ruhe geben kannst. Tu es und der Goldschatz unter diesem Felsen wird sich offenbaren und dir gehören.“

„Was kann ich zu deiner Erlösung tun?“ fragte er schnell.

„Drei Küsse verlange ich von dir. Nach dem ersten Kuß wirst du erschrecken, wenn du mich verwandelt siehst, und nach dem zweiten noch viel mehr. Doch was für eine Gestalt auch vor dir stehen wird, fürchte dich nicht, es soll dir nichts geschehen. Denk' immer, ich sei es.“

„Ich fürchte weder Tod noch Teufel,“ sagte er, ganz entzückt von der holden Gestalt und küßte sie auf den Mund.

Sogleich verschwand sie und der Älpler stand allein im hellen Mondenglanz. Doch nicht lange. Von der Höhe kollerten Steine herunter und mitten drin setzte ein großer schwarzer Bock in langen Sprüngen und mit gesenktem Kopfe grad auf ihn zu.

Der Bursche stieß das Tier, das ihn auf die Hörner laden wollte, mit der Spitze seines Stockes zurück, packte es mit kräftigen Händen am Bart und küßte es auf die zottige Stirne.

Im Augenblick war der Bock verschwunden und der Jüngling sah sich schon im Besitze des unermeßlichen Schatzes, von dem so oft im Dorf die Rede war. Doch seine Gedanken wurden jäh unterbrochen durch einen fürchterlichen Hagelsturm und ein schreckliches Tosen in den Lüften, so daß es ihm eiskalt über den Rücken fuhr.

Auf dem Wege rollte eine Riesenschlange heran von ungeheuerlicher Gestalt, die eine zaunlange Zunge hervorstreckte und ihn mit Augen blendete, die groß und feurig waren wie ein Höllentor.

Von Zeit zu Zeit hielt sie still, rollte sich zusammen und schnellte wieder einen Ruck vorwärts. Noch eine Spanne Weges und der Rachen des Ungeheuers verschlang ihn.

Seine Haare sträubten sich vor Schrecken, doch er dachte an die Worte der schönen Jungfrau und wollte auf die Schlange losstürzen, bei der ersten Bewegung aber entfuhr dem Ungetüm ein Mark und Bein durchdringender Pfiff, und aus den Augen lohte ein so höllisches Feuer, daß er den Kopf verlor und feige die Flucht ergriff.

In rasender Eile sprang er die Wegkehren hinab, verfolgt von jammervollem Schluchzen und Wehklagen.

Viele Wochen war er gelähmt an Armen und Beinen, und als er wieder gesund war, schämte er sich seiner Feigheit und Flucht.

Oft stieg der Älpler später zum Felsblock empor, zur Sommerszeit wie im tiefsten Winter, wartete, lauschte und rief die arme Seele.

Und manch einer ging hin mit Schaufel und Pickel und grub ganze Nächte unter dem Felsen. Immer umsonst. Erst wenn hundert Jahre verflossen sind, wird die arme Seele sich wieder offenbaren.

Der betrogene Teufel.

Klemens, der schon ein Dutzend Kinder zu ernähren hatte, erhielt noch ein dreizehntes. Der Segen kam ihm recht unerwünscht, denn er war arm und wußte kaum noch aus und ein. Traurig ging er auf die Suche nach einem Paten.

Die Verwandten und Freunde durfte er nicht mehr angehen, und so hoffte er anderswo eine mitleidige Seele zu finden.

Wie er so bedrückt dahinging, traf er einen Mann in grünem Hut, der ihn fragte, was ihm fehle.

„Ee, taufen muß ich zum dreizehnten Mal und weiß keinen Paten."

„Ich will dir schon Pate sein und Geld geben, soviel du begehrst, nur mußt du mir drei Aufgaben lösen, und wenn du das nicht kannst, so kommst du nach deinem Tode in meine Gewalt."

Klemens dachte, dieser vornehme Herr werde ihm kaum unlösbare Aufgaben stellen und schlug in die dargebotene Hand.

Der Fremde erschien zur Taufe und sagte, zwanzig Jahre lasse er ihm noch Zeit mit den Aufgaben.

Die Familie des Klemens erfreute sich nun der schönsten Zeiten. Geld hatten sie im Überfluß und die dreizehn Kinder wuchsen auf und gerieten aufs beste.

Als die zwanzig Jahre verstrichen waren, wurde es Klemens bange und er ging zum Pfarrer und klagte ihm seine Not.

Der Pfarrer erschrak und sagte: „Das ist der Teufel gewesen, dem du deine Seele verkauft hast. Ängstige dich

aber nicht zu sehr, führe ein frommes Leben, treibe weder Luxus noch Schacher mit dem Gelde und warte ruhig ab, bis er erscheint."

Am nächsten Tage schon klopfte der Herr im grünen Hütchen an und sagte: „Ich habe mir die Sache überlegt.



Stelle du mir drei Aufgaben, und kann ich eine davon lösen, so bist du mein."

Klemens erblaßte, denn es fiel ihm auch gar nichts ein, das der Teufel nicht vollbringen könnte. Er beriet sich mit seiner Frau, die ein kluges Weib war und ihm gleich zwei gute Räte gab.

„Die erste Aufgabe wäre die," sagte er zum Satan, „daß du schwarze Wolle weiß wäschest."

Der Teufel verzog das Gesicht zu einer Fratze, da ihm das nicht möglich war und wünschte sofort die zweite Aufgabe.

„Geh' hinaus und stecke den Zeigefinger in den Weihwasserbehälter."

Der Teufel ging hinaus und beschrieb mit dem Finger einen großen Bogen um das Weihwasserbecken neben der Tür. Hinein brachte er den Finger nicht.

„Nun die dritte Aufgabe," jammerte Klemens. „Ich weiß nichts mehr." Die Frau aber wußte Rat.

Sie stellte den Fleischklotz auf den Tisch und befahl ihrem Manne, die Oberfläche rasch glatt zu hobeln. Als es wiederum an der Tür klopfte, riß sie sich drei Haare aus und flüsterte: „Verlange, daß er sie auf dem Holzklotz gerade klopft, der verdammte Höllengeist."

Der Teufel trat in die Stube, tappte dem Manne auf die Schulter und sagte: „So, heraus mit der dritten Aufgabe. Löse ich sie, so bist du verloren."

Klemens wies auf den Klotz und erwiderte: „Nimm den Holzhammer und klopfe die drei Haare liniengerade."

Der Teufel griff zum Hammer, schlug sachte und kräftig, ganz leise und wieder mit aller Wucht, langsam und rasch nacheinander, doch je länger er hämmerte, desto mehr krümmten sich die Haare und rollten sich schließlich zusammen.

Fluchend schmetterte er den Hammer unter den Tisch und brüllte, mit solchen Leuten wolle er nichts mehr zu tun haben.

Hierauf trollte er sich von dannen und ließ einen schrecklichen Gestank zurück.

Der Gang zur Hölle.

Ein Rittersmann hatte einen Knecht, der am liebsten Dummheiten trieb und seinen Dienst schlecht versah.

Als der Ritter in den Krieg ziehen mußte, nahm er den Knecht mit.

Kaum hatten sie die Burg verlassen, so verübte der lose Geselle neue Streiche, so daß der Ritter zornig wurde und beschloß, sich des Spitzbuben zu entledigen.

Er übergab ihm ein versiegeltes Schreiben und sagte gestreng :„Josi, nimm diesen Brief und trage ihn zu meiner Frau ins Schloß zurück."

Der Knecht steckte das Schreiben ein, ohne zu ahnen, was es enthielt und begab sich auf den Rückweg.

Unterwegs traf er mit einem merkwürdigen Männchen zusammen. Es trug einen schwarzen Hut und altmodische Kleidung und ließ sich mit ihm ins Gespräch ein.

„Zeig' mal den Brief," sagte der Unbekannte. „Ich möchte ihn lesen."

„Das geht nicht," wies ihn der Knecht barsch ab. „Der Ritter würde mich bestrafen."

„Wenn du eine Ahnung hättest, was darin steht, so würdest du ihn öffnen."

Da übergab ihm Josi den Brief und das Männchen erbrach ihn und las: Wenn der Knecht heimkehrt, so laß ihn augenblicklich hängen.

Josi erschrack bei den Worten so sehr, daß er fast in die Knie sank.

„Nur keine Furcht," beruhigte ihn das Männchen, lehnte sich an den Zaun, schrieb einen andern Brief in den gleichen Schriftzügen und brachte dieselben Siegel wieder

an. „So, nun kehre getrost auf die Burg zurück, es wird dir kein Haar gekrümmt werden."

Der Knecht dankte und zog fürbaß.

Als die Rittersfrau den Brief auseinander faltete, stand darin: Wenn der Knecht zurückkommt, so gib ihm unsere Tochter als Belohnung zur Frau. Da Schrift und Siegel stimmten und die Frau gewohnt war, zu gehorchen, so wurde sogleich die Verlobung gefeiert und bald darauf eine glänzende Hochzeit abgehalten.

Nach Ablauf eines Jahres kehrte der Ritter wohlbehalten aus dem Krieg auf sein Schloß zurück. Er war über alle Maßen erstaunt, den Knecht am Leben zu finden und dazu noch als Tochtermann. Er ließ sich von seiner Frau den Brief vorlegen und sah, daß man sie betrogen hatte.

Er ging zu Josi und fuhr ihn an: „Du elender Betrüger, wenn ich dich nicht von dannen jage, so danke es meiner Tochter. Ihr zuliebe will ich Gnade vor Recht ergehen lassen. Eines jedoch muß ich mir ausbedingen. Du machst dich ungesäumt auf den Weg zur Hölle und holst mir drei Haare aus dem Barte Luzifers. Damit heile ich mir die Gicht."

Josi gehorchte, küßte seine Frau und zog von dannen.

Den bin ich los für immer, dachte der Ritter.

Josi schritt so tapfer aus, daß sein Heimattal bald hinter ihm lag und ein fremdes Land sich aufrollte.

Mitten in einem öden wüsten Garten lag ein prächtiges Schloß.

„He, wohin des Weges?" tönte eine Stimme aus einem dürren Hag.

„In die Hölle zu Luzifer."

„So tu mir den Gefallen und frag' ihn, warum der Brunnen in meinem Garten kein Wasser mehr gibt. Vordem ein Paradies und jetzt nur mehr eine Wüste. Ich will es dir lohnen."

„Gern, gern," entgegnete Josi und zog weiter. Abends kam er in ein Städtlein. Im Gasthof lag die Tochter schon sieben Jahre krank im Bett und kein Arzt konnte ihr helfen.

„Ich geh' zu Luzifer in die Hölle," sagte Josi am Morgen zum Wirt. „Soll ich für deine Tochter ein Wörtlein einlegen?"

„Wenn du das tust," versetzte der Wirt hocherfreut, „so will ich dich dafür reichlich bezahlen."

„Gern, gern," erwiderte Josi und ging seine Straße. Vor dem Höllentor stand eine Schildwache.

„Halt, wohin der Weg?"

„In die Hölle zu Luzifer."

„Sieben Jahre steh' ich hier schon Wache. Tu mir doch den Gefallen und frag', wann ich abgelöst werde."

„Von Herzen gern," versetzte Josi und klopfte an die Pforte.

„Noch eines," rief ihm die Schildwache nach, als er durchs Tor schlüpfen wollte. „Verlange nicht Luzifer, sondern seine Frau Proserpina, die ist tausendmal schlauer als er."

In der Hölle ließ Josi sich zu Proserpina führen. Er erklärte ihr den Zweck seiner Reise, sagte, wie es ihm so leid täte, wenn er seine Frau verlöre und nannte die drei Aufträge.

„Mein Mann ist gerade nach einem Teufelsbraten ausgegangen," krähte das Weib, „und je nachdem er fett oder mager ausfällt, ist er guter oder schlechter Laune."

Zur Vorsicht führte sie ihn eine Treppe hoch ins obere Stockwerk und versteckte ihn in einem dunklen Kämmerlein, wo er wachen sollte; bis sie ihn abhole.

Als der Oberteufel zurückkehrte, war er in grimmiger Laune. „Es riecht nach Christenblut," brummte er, ringelte den Schwanz, schnupperte mit beiden Nasenlöchern und suchte in allen Ecken und Winkeln.

Proserpina kraute ihm den stachlichten Bart, gab ihm tüchtig zu trinken und besänftigte ihn, bis er sich niederlegte und einschlief.

Wupp, riß sie ihm ein Haar aus dem Bart.

Der Teufel erwachte und rief: „Es riecht einfach nach Christenblut."

„Nein, ich habe geträumt, nicht du," erwiderte Proserpina schlau.

„Was hat dir denn geträumt?"

„Mir hat geträumt, ein Garten, der früher ein Paradies gewesen, sei zur Wildnis geworden, weil der Brunnen nicht mehr fließt."

„Wäre der Besitzer nicht ein Tölpel, so würde er die Steinplatte wegheben, die den Brunnen verstopft."

Der Teufel schlief wieder ein und die Frau rupfte ihm das zweite Haar aus.

Wütend schoß er auf, hob die Nase in die Luft und schrie, er müsse die Runde machen im Haus, es rieche nach Christenblut.

„Nur ruhig," besänftigte ihn die Frau. „Ich habe doch geträumt, nicht du."

„Was denn?"

„Von einem Mädchen, das seit sieben Jahren krank im Bette liegt und weder leben noch sterben kann."

„Sie sollen einen Schimmel herumjagen, bis er schäumt, die Dummköpfe, und die Kranke mit dem Schaum abreiben und zur Stunde wird sie gesunden."

Bald schnarchte der Teufel, als ob tausend Waldsägen durch das Holz surrten, und die Frau entriß ihm das dritte Haar.

Luzifer sprang auf und brüllte, daß das ganze Haus zitterte. Mit vielen Worten gelang es Proserpina, ihn zu beruhigen, indem sie hoch und teuer versicherte, sie habe doch geträumt, sie und nicht er.

Und flink durchgrübelte und lauste sie ihm den Bart, womit sie ihn vollends besänftigte.

„Zum Teufel, was hast du denn immer zu träumen?“

„Vor dem Höllentor steht ein Mann Schildwache, schon sieben Jahre und er weiß nicht, wie es anstellen, damit er abgelöst wird.“

„Der blöde Zipfel! Kann er nicht dem ersten, der vorübergeht, sagen, bleib hier und warte, bis ich wiederkomme.“

Nun störte sie den Schlaf des Teufels nicht mehr.

Tags darauf übergab Proserpina dem Knecht die drei Barthaare und teilte ihm die Antworten mit, worauf er zufrieden die Heimreise antrat.

Dem Torwächter rief er zu: „Gib mir den Lohn, so sage ich dir, wie du erlöst werden kannst.“

Der Wächter übergab ihm einen Sack voll Gold.

„Sag' dem ersten, der vorbeikommt, bleib hier, bis ich zurück bin.“

„So bleib' du hier.“

„Ich bin schon weit,“ rief Josi lachend. „Ich sende dir einen andern.“

Im Städtlein erhielt er vom Vater des kranken Mädchens, das nach seiner Anordnung wieder gesund wurde, einen Sack voll Gold.

Schwer beladen eilte er von dannen und half dem Besitzer des Schlosses in der Gartenwüste den Stein wegheben, worauf ein herrlicher Springquell in die Höhe stieg.

Der Mann schenkte ihm einen dritten Sack mit Gold und ein Maultier dazu, dem er die Last auflud.

Der Ritter schaute betroffen drein, als Josi heil und gesund von seiner Höllenfahrt wiederkam und zudem noch mit einer Maultierlast von Gold. Seine Frau aber fiel ihm freudig um den Hals.

„Erhält ein jeder so viel Gold, der zur Hölle wandert?“ fragte der Ritter mit lüsternen Augen.


Hölle

„Jawohl, sobald er die Aufträge ausführt, die man ihm gibt.“

Da machte sich der Ritter auf den Weg zur Hölle.

Beim Höllentor erhielt er den ersten ersehnten Auftrag „bleib hier, bis ich zurückkehre.“

Der Ritter stellte sich mit dem Spieß vor das Tor und wartete — und wartet heute noch auf seine Ablösung.

Martin der Starke.

Ein großer starker Bär drang in ein Haus ein, als der Mann abwesend war, raubte die Frau samt ihrem Wickelkinde und trug sie in seine Höhle.

Wenn der Bär die Höhle verließ, so versperrte er sie mit einem Felsstück, das die Frau nicht vom Fleck zu bringen vermochte.

Als der kleine Martin ein Jahr alt war, wollte er den Stein wegheben, doch die Mutter sagte: „Wart' noch zwei Jahre, dann wirst du ihn mühelos bewältigen." Denn die Kraft des Bären schien auf ihr Kind übergegangen zu sein.

Nach Verlauf von zwei Jahren sandte die Mutter den Bären zum Bache, damit er in einem Korb Wasser hole. Der Bär kam natürlich lange nicht zurück, und unterdessen wälzte der kleine Martin den Fels weg und floh mit der Mutter heimwärts zum Vater.

Doch es litt ihn nicht lange daheim. Er sehnte sich nach Freiheit und Abenteuern und verließ nach einigen Jahren Vater und Mutter und schweifte durch den Wald, um den großen Bären aufzusuchen und zu töten.

Im Dahinschlendern stieß er zu einem Burschen, der die größten Waldbäume nur so mir nichts dir nichts am Wipfel erfaßte und entwurzelte. „Versuch' einmal, es mir nachzumachen," wandte er sich lachend an Martin.

Dieser erfaßte stillschweigend mit beiden Armen zwei Bäume von Leibesdicke, die nahe beisammenstanden und rupfte sie wie Grashalme aus dem Boden.

„Komm mit mir," sagte Martin, „und hilf mir, den großen Bären zu töten."

Die beiden gingen also mitsammen und gelangten an den Waldsaum, wo ein Mann zu seinem Spaß und Vergnügen Mühlsteine über die Dächer der Stadt schleuderte.

„He, ihr zwei, das macht mir keiner von euch nach!" rief er spöttisch.

Ohne ein Wort zu verlieren, packte Martin mit jeder Hand einen von den größten Mühlsteinen und warf sie im Bogen weit über die Stadt hinaus.

Hierauf lud er den verblüfften Steinwerfer ein, sich ihnen anzuschließen, denn ihrer drei würden nicht zu viel sein, um den großen Bären zu erlegen.

Der Bursche war des zufrieden und marschierte mit ihnen in den Wald hinein. In einer Lichtung stand ein liebliches Haus mit Blumenstöcken auf den Gesimsen und einem Gärtlein auf der Seite.

Ohne Zaudern traten sie durch die offene Tür, erstaunt, niemand im Haus vorzufinden, und doch lagen auf dem Tisch drei Gedecke. Sie ließen sich die Speisen und den Wein gut schmecken und schliefen herrlich in feinen weißen Betten. Auch am folgenden Morgen zeigte sich keine menschliche Seele.

Da ihnen das Häuschen gefiel, wurden sie rätig, einige Tage hier zu bleiben.

„Hier, mitten im Walde werden wir noch am ersten mit dem Bären zusammentreffen," meinte Martin der Starke. „Einer bleibt als Koch zurück, und die beiden andern gehen auf die Suche."

Und so wurde es gehalten.

Als er am ersten Tag mit dem Kameraden zur Mittagszeit heimkehrte, kauerte der Baumausreißer traurig auf dem Stuhl, und die Suppenschüssel war leer.

„He, was ist denn da los?" riefen beide.

„Derjenige, der morgen hier bleibt, wird es schon erfahren," lautete die knappe Antwort.

Am zweiten Tag blieb der Mühlsteinwerfer als Koch zurück.

Als Martin am Mittag in die Küche trat, war das Essen so wenig bereit, wie Tags zuvor und der Mühlsteinwerfer hockte niedergeschlagen auf dem Stuhl und wollte keine Auskunft geben. Auf alle Fragen gab er immer die gleiche Antwort: „Wer morgen dableibt, wird schon erfahren, warum die Suppe nicht gerichtet ist."

So sandte denn Martin der Starke am folgenden Morgen seine Kameraden in den Wald und schickte sich an, das Mahl zu bereiten.

Kaum hatte er den Wasserkessel auf das Feuer gestellt, so krachte und knackte es in der Diele. Die Steinplatte am Boden wurde gehoben und seitwärts geschoben und durch das Loch ruckte sich ein Riese mit langem rotem Bart.

Martin rührte gelassen die Suppe und fragte ihn nach seinem Begehr.

„Ich möchte mich nur ein bißchen am Feuer wärmen," sagte der Lange und riß das Maul auf bis an die Ohren.

„Wärm' du dich nur," erwiderte Martin und drehte furchtlos den Löffel herum.

Nach einem Weilchen griff der Riese in die Asche und warf beide Hände voll in die brodelnde Suppe.

„Noch einmal, und ich klopf' dir auf die Tatzen," warnte der Koch zornig.

Der Rotbart tat es zum zweiten Mal und grinste vor Lachen.

Da schlug ihn Martin mit aller Kraft zu Boden und riß ihm voller Grimm den schönen roten Bart vom Kinn.

Der Riese verschwand hastig durch das Loch im Boden, indessen Martin den Bart im Küchenschrank verbarg.

Da der Koch in seiner Arbeit nicht mehr gestört wurde, schüttete er die Suppe in den Schweinetrog und goß frisches Wasser in die Pfanne.

Als die beiden andern zurückkamen, fanden sie zu ihrem großen Erstaunen das Essen bereit.

Martin öffnete den Schrank, zog den Bart heraus und rief lachend: „Kennt ihr den da?"

„Jawohl, das ist der Bart des Riesen, der uns Asche in die Suppe streute. Ja, zum Kuckuck, sag' doch, red' doch, wie ging das zu?"

Mit wenig Worten erzählte Martin, was sich zugetragen hatte.

Damit aber gab er sich nicht zufrieden. „Wir müssen dem Riesen auf den Leib rücken, zumal wir den Bart ja schon in Händen haben."

Sie hoben also gemeinsam die Steinplatte und sahen in die Tiefe eines dunklen Schachtes.

Ein Seil her, und sogleich versuchte Martin, zuerst den einen und dann den andern hinunter zu lassen, doch das Seil war zu kurz.

Nun ließ sich Martin selber hinabseilen, und da er kühner war als seine Gefährten, rief er: „Laßt nur los."

Die beiden ließen das Seil fahren und Martin stürzte haushoch hinab und brach ein Bein.

Er schleppte sich durch einen Gang, öffnete eine Tür und sah sich einer alten Frau gegenüber, die er anfuhr: „Wenn du mir nicht eine Salbe verschaffst, die mir das Bein augenblicklich wieder herstellt, so schlage ich dich tot."

Die Alte erschrak sehr, brachte die verlangte Salbe und rieb das gebrochene Bein ein. Wie durch ein Zaubersprüchlein ward es geheilt.

Nun verlangte er den Riesen zu sehen.

Die Alte führte ihn vor eine Tür, warnte ihn aber, einzutreten, denn der Kerl werde ihn unfehlbar töten.

Martin der Starke ließ sich nicht abschrecken. Er ging hinein, ergriff ein Schwert, das an der Wand hing und schlug dem schlafenden Riesen das Haupt vom Leibe.

„Nun, Alte, heraus mit deinen Schätzen."

„Ich habe weder Gold noch Silber," jammerte sie, „nur drei hübsche Mädchen."

Martin hieß sie die Mädchen bringen.

Inzwischen hatten seine Kameraden das Seil verlängert, so daß es bis auf den Boden reichte.

Martin schlang das Ende um den Leib einer Jungfrau und gab das Zeichen.

Die Kameraden zogen sie aus dem Schacht und waren so entzückt von ihrer Schönheit, daß jeder sie besitzen wollte.

Als die zweite zum Vorschein kam, gefiel sie ihnen noch viel besser als die erste, und sie stritten sich heftig um die beiden, schrien, brüllten und zankten, bis Martin der Starke das Zeichen gab, die dritte heraufzuziehen. Diese war ein Ausbund von Schönheit. Die zwei Gesellen vergaßen darob die beiden andern, um die sie sich beinahe verprügelt hätten, und ein jeder begehrte nun die schönste zur Frau.

Nach einer Weile gab Martin das Zeichen, ihn auch ans Tageslicht hinaufzuseilen. Die Kameraden hätten ihn am liebsten gelassen, wo er war, damit er das schöne Mädchen nicht für sich beanspruche, und deshalb wurden sie rasch einig, dem Gefährten einen bösen Streich zu spielen.

Martin erriet ihre schwarzen Gedanken und band um das Seil einen schweren Baumstamm. Der Mühlsteinwerfer und der Baumausreißer glaubten, der Gefährte hange am Seil und ließen, als die Last halbwegs oben war, das Seil fahren. Krachend schlug das Holz auf und barst mitten entzwei.

Nun wußte Martin, wie die Freunde ihm gesinnt waren. Er wandte sich an die geheimnisvolle Alte: „Schaff' mir unverzüglich einen Ausgang, so oder so."

Die Alte war nicht verlegen. Sie holte einen Riesenvogel, den sie zuvor tüchtig fütterte und hieß Martin aufsitzen.

Auf dem Rücken des Vogels gelangte er endlich ins Freie. Als der Mühlsteinwerfer und der Baumausreißer ihre Pläne vereitelt sahen, fürchteten sie sich vor der Rache des starken Kameraden und nahmen Reißaus.

Die drei schönen Jungfrauen aber dankten ihm für die Erlösung aus dem schrecklichen Gefängnis und verließen mit ihm das Waldhaus.

Die schönste der Schönen wurde seine Frau und die beiden andern heirateten reiche Prinzen. Martin der Starke lebte gar herrlich und wohl mit seiner Frau und im besten Frieden mit seinen Schwägern, die ihm zeitlebens dankbar und ergeben blieben.

Das rote Buch.

Hanspeter, ein Junge von zwölf Jahren, stieg fröhlich vom großen St. Bernhard herunter. Er hatte bei den Mönchen auf dem Hospiz das Almosen geholt und trug schwer an seinem Rückenkorb. Der Weg war lang und holperig, doch der Wildbach war ein unterhaltlicher Gefährte. In seinem tiefen rauschenden Bett ging er Schritt für Schritt mit dem eilenden Büblein, bald langsam, bald etwas schneller, je nach seiner unerforschlichen Laune.

Der Knabe plauderte mit den Wellen wie mit seinesgleichen und vergaß darob die Last an seinem Rücken. Auf einmal bog der undankbare Geselle um eine Felsenecke und stürzte sich kopfüber in eine wilde dunkle Schlucht.

Hanspeter blickte in die stiebende Tiefe, wo die Sonne die schönsten Regenbogen hineinmalte und erschrak, als ihm eine Hand auf die Schulter tappte. Ein unbekannter Herr mit einem schweren Felleisen am Rücken schaute ihm über die Achsel.

Der Bub tippte am Käpplein und sagte: „Wenn du den gleichen Weg hast wie ich, so lade deine Bürde nur auf meine Hutte. Es ist noch Platz darin und mein Buckel ist stark."

Der Fremde tat also und sagte, er werde ihm den Dienst lohnen.

Eine Stunde oder zwei zogen sie gemeinsam die Straße dahin, und bei der nächsten Weggabel nahm der Fremde sein Felleisen wieder in Empfang.

„Geld kann ich dir keines geben zur Belohnung," sagte er, „aber etwas anderes, das dir viel besser dienen wird."

Er zog ein dickes Buch aus dem Ränzel mit blutroten Deckeln.

Hanspeter streckte schnell die Hand aus.

„Nicht so," sagte der Fremde, „du bist noch zu jung, um Gewinn daraus zu ziehen. Du darfst es erst öffnen, wenn du deine zwanzig Jahre auf dem Buckel hast."

„Meine zwanzig Jahre! So lange kann ich nicht warten. Ich muß es vorher öffnen oder werde es verlieren."

„Nur Geduld. Ich verberge das Buch unter dieser Steinplatte und wenn du zwanzig Jahre zählst und Hilfe nötig hast, so wünsche das Buch herbei und es wird augenblicklich in deinen Händen sein und wärest du in Frankreich oder Rußland oder gar in Amerika oder China."

Das Büblein blickte lange auf die Steinplatte nieder, die das Buch zudeckte. Als es aufschaute, war der Fremde verschwunden.

Die Jahre verstrichen und der Knabe wuchs auf zum Jüngling. Das seltsame Zusammentreffen mit dem Fremdling auf der St. Bernhardstraße vergaß er nie. Ebensowenig das rote Buch. Er war längst über die Zwanzig hinaus, aber er trug kein Verlangen darnach, denn es ging ihm so gut, daß er nicht wußte, was er sich hätte wünschen können. Auch graute ihm vor dem sonderbaren Geschenk. Wer weiß, ob das nicht eine Gabe des Teufels war.

Eines Tages jedoch, als das Mädchen, das er heimlich liebte, sich über ihn lustig machte und ihn lachend heimschickte, weil ihr Herz schon dem Toni gehörte, geriet er in solche Wut und Eifersucht, daß er beschloß, dem Toni ein Leid anzutun. Eine innere Stimme warnte ihn, denn er fürchtete sich heimlich vor dem roten Buch. Er nahm alle Kraft zusammen, wünschte das Buch herbei und zitterte vor Angst und Aufregung. Dick und rot wie Blut lag es auch schon neben ihm.

Er schlug die Seiten auf und fand auf jedem Blatt in roter Schrift ein Sätzlein geschrieben, für jeden Wunsch und jeden Begehr den dazu passenden Zauberspruch.

Acht Tage darauf waren Tonis Kühe krank. Sie gaben keine Milch mehr, verschmähten das Futter und magerten zusehends ab. Sie brüllten kläglich und ließen die Ohren hangen. Toni steckte ihnen das beste Heu und bettete sie bis an den Bauch ins Stroh. Sie rührten das Futter nicht an und legten sich nachts nicht zur Ruhe. Umsonst flehte Toni zu allen Heiligen.

„Merkst du denn nicht, daß deine Kühe verhext sind," sagte ein Bauer zu ihm. „Wenn einer noch helfen kann, so ist es der Christoph. Geh' und such' ihn auf."

Toni folgte dem Rat und bat den Wunderdoktor Christoph um Beistand.

„Ich will dir den Missetäter, der deine Kühe verhext hat, in meinem Zauberspiegel zeigen," sagte Christoph. „Jedoch, wenn sie gesund werden sollen, so mußt du mir schwören, daß du keinen bösen Gedanken gegen ihn hegen willst. Kannst du das? Willst du das?"

Das fiel Toni schwer, doch er tat es, worauf der Wunderdoktor aus einem wurmstichigen Schränklein einen kleinen goldenen Spiegel hervorzog, in dem alsobald der Kopf Hanspeters sichtbar wurde.

Toni mußte alle Kraft zusammennehmen, um dem Bösewicht nicht die Faust zu machen, doch er bezwang sich, dankte und machte sich auf den Heimweg.

Als er die Stalltür aufschloß, fraßen die Kühe mit dem besten Appetit, machten helle Augen, und nach wenigen Tagen waren sie wieder schwerleibig, glatt und rund.

Dem Hanspeter wich er aus, wenn er ihn sah und verschwieg das Geheimnis.

Hanspeter aber kannte nun die Macht seines Buches, und es wurde seine Freude und sein Berater. Immer öfter

kam er in Versuchung, diesem oder jenem einen Schaden zuzufügen. Geriet er mit einem Nachbar in Streit, hol's der Kuckuck, so gingen dessen Kornvorräte alle in Fäulnis über, oder seine Apfelbäume verdorrten an der Wurzel, oder seine Kinder wurden krank. Hanspeter mißbrauchte seine Gewalt und wurde ein schlechter Mensch. Niemand konnte ihm ein Verbrechen nachweisen, aber alle Leute haßten ihn wie die Pest.

Wenn er berauscht war, so vergaß er sich und prahlte, im Besitze eines Buches zu sein, das ihn über alles Gute und Böse setze.

Mit dreißig Jahren kam ihn die Lust an zu heiraten. Seiner Braut graute es heimlich vor ihm, und doch schmeichelte es ihr auch wiederum, die Frau des allmächtigen Hanspeter zu werden. Ihre Eltern wagten nicht, ihm die Hand der Tochter zu versagen, denn Reich und Arm zitterte vor seinem Zorn und seinen bösen Werken.

Hanspeter lud das halbe Dorf zur Hochzeit ein und erhielt nirgends eine Absage.

An der Spitze des langen Hochzeitszuges schritt er wie ein König der Kirche entgegen und blickte stolz um sich.

Vor der Kirche machten sie halt. Das Tor war geschlossen.

„Holla, auf mit der Tür." Wuchtig fiel sein Stock auf die Pforte nieder.

Da trat der Pfarrer heraus und richtete an ihn das Wort: „Hanspeter, von einer Trauung kann so lange nicht die Rede sein, bis dein verfluchtes Buch in meine Hände übergeht."

Hanspeter schimpfte, schrie, drohte, bat und flehte, der Pfarrer blieb unerbittlich, schloß die Kirchentür zu und verriegelte sie von innen. Das Hochzeitspaar und die Gäste traten den Rückweg an und der Zug löste sich auf.

Der Bräutigam wurde heimlich verlacht und verspottet. Er knirschte vor Wut. Seine Macht war gebrochen, und zum ersten Mal fühlte er sich besiegt. Er blätterte in seinem Buch vorwärts und rückwärts und fand nirgends ein Sprüchlein, mit dem er den Pfarrer hätte zwingen können, die Ehe einzusegnen.

Einige Tage später schlich Hanspeter mit dem roten Buch durch das hintere Pförtchen ins Pfarrhaus.

„Hier ist das Buch, Herr Pfarrer. Macht damit, was ihr wollt."

Der Pfarrer ließ den Ofen einheizen und warf das Buch in die Flammen.

Zum großen Erstaunen öffnete sich das Ofentürchen von selbst, und das Buch flog unversehrt auf den Tisch. Der Pfarrer schmetterte es wieder in die Glut, zwei-, dreimal, umsonst. Es kehrte auf den Tisch zurück, dick, blutrot und unversehrt von den Flammen.

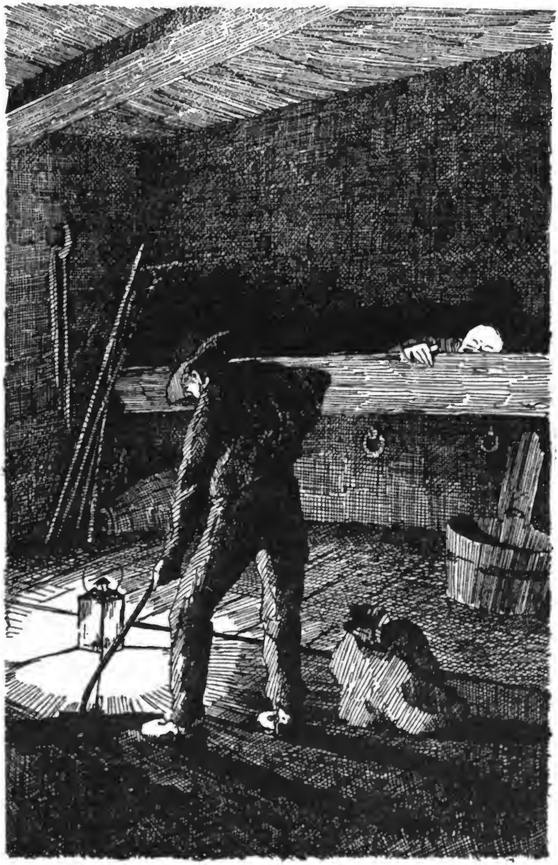
„In die Kirche mit dem Teufelswerk," sagte der Pfarrer. Er legte die Stola um, fachte auf den Stufen des Hochaltars ein Feuer an und schlug das Kreuz.

Hui, wie die Blätter und Deckel des Höllenbuches nun Feuer fingen und die Flammen an die Decke emporlohten. Im Nu war die Kirche von einem schwarzen stinkenden Rauch erfüllt.

Als das Feuer erloschen war, blieb ein Häuflein Asche zurück.

Hanspeter hatte dem Brand reumütig und zerknirscht zugesehen. Er tat Buße, beichtete seine Sünden und lebte von nun an in sich gekehrt und zurückgezogen.

Zwei Jahre später ging er in den Wald, von wo er nicht mehr zurückgekehrt ist. Nie fand man eine Spur von ihm. Entweder haben ihn die wilden Wasser verschlungen oder der Satan ist mit ihm zur Hölle gefahren.



Der dankbare Bettler.

Im Leukergrund lebte ein reicher Bauer mit seiner Familie, bei dem sich jedes Jahr ein Bettler einstellte, der immer gut gespeist und beherbergt wurde.

Einmal jedoch, als er vorsprach und um Obdach nachsuchte, wurde es ihm abgeschlagen. Er bat, im Stalle schlafen zu dürfen, da es doch Winter sei, doch der Bauer jagte ihn von dannen. Die Kinder jedoch erbarmten sich des armen Mannes und führten ihn heimlich in den Stall, wo er sich in den Futterbarren schlafen legte.

In der Nacht weckte ihn ein Geräusch. Durch eine Spalte sah er, wie der Bauer in den Stall trat, mit einem mächtigen Sack klingenden Geldes auf der Schulter.

Beim Schein einer Laterne grub der Bauer ein Loch, verscharrte den Schatz und sprach: „Teufel, hüte das Geld. Niemand soll es erhalten, es sei denn, man komme mit einem siebenjährigen, kohlschwarzen Bock, der kein weißes Haar an sich hat und führe ihn rückwärts in den Stall, bis an den Platz, wo das Geld vergraben liegt."

Im gleichen Jahr starb der Bauer. Bei der Aufteilung des Vermögens waren die Söhne sehr bestürzt, denn sie konnten das Geld nirgends finden und wußten doch, daß solches vorhanden war.

Im Stall ging jedes Stück Vieh zugrunde, das man an den Platz stellte, wo der Schatz lag, und man wußte nicht, warum.

Als der Bettler nach einem Jahr wieder erschien und um Unterkunft bat, sagten die Söhne, sie wollten ihn dies eine Mal noch um ein Vergelts Gott aufnehmen, aber dann

nie mehr, denn sie wären selber arm und traurig, weil es ihnen mit der Erbschaft des Vaters so schlecht ergangen sei.

Der Bettler erwiderte: „Ich will euch sagen, wo das Geld ist, und wie ihr dazu gelangen könnt, wenn ihr später an mich denken wollt.“ Und nun erzählte er, was er in jener Nacht im Stalle gesehen und erlauscht hatte.

Die Söhne hörten ihm staunend zu und machten sich unverzüglich auf die Suche nach einem siebenjährigen Bock ohne ein weißes Haar, konnten aber das seltsame Tier erst nach elf Jahren finden. Sie führten den Bock rückwärts in den Stall und hoben den Schatz.

Den Bettler nahmen sie ins Haus und hielten ihn gut bis an sein Ende.

Schwesterlein und Brüderlein.

Eine Mutter hatte zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben. Einst sagte sie zu ihnen: „Geht in den Wald und holt mir Holz. Wer zuerst mit seiner Bürde wieder da ist, erhält einen schönen roten Apfel zum Lohn."

Die Kinder rannten freudig davon. Im Wald band der Knabe das Schwesterlein an einen Baum und sammelte flink seine Bürde. Als er fertig war, band er das Mädchen wieder los und trug den Reisig nach Hause. Da sagte die Mutter: „Komm' mit, Bub, und wähle dir den Apfel selber aus."

Als der Knabe in den Trog hineinlangte, klappte sie den Deckel zu, und der schlug ihm den Kopf weg.

Bald kehrte das Schwesterlein auch aus dem Walde zurück und fragte nach dem Bruder. Die Mutter sagte, sie habe ihn nirgends gesehen. Sie hatte ihn aber schon in den Kessel geworfen und hieß das Mädchen anfeuern. Als das Feuer knisterte, rief eine Stimme aus dem Kessel:

„Schwesterlein, feu're nicht so sehr,
Mir tut das kleine Fingerlein so weh."

Das Mädchen lief schnell zur Mutter und erzählte, was es gehört habe. Die Mutter schalt das Kind tüchtig und schickte es in die Küche zurück. Da hörte es wieder rufen:

„Schwesterlein, feu're nicht so sehr,
Mir tut das kleine Zehwi (Zehe) so weh."

Voller Schrecken lief die Kleine zur Mutter, die sie zornig anfuhr und in die Küche jagte.



Bald darauf wurde angerichtet und Mutter und Tochter verzehrten das Mahl. Dann füllte die Mutter eine Schüssel mit dem Fleisch, band ein Tüchlein darum und sandte das Mädchen damit auf das Feld, um dem Vater das Mittagessen zu bringen.

Als es zum Bache kam, hatte das Wildwasser die Brücke weggerissen. Das Mädchen stand am Ufer und wußte sich nicht zu helfen.

Plötzlich stand die Jungfrau Maria neben ihm und fragte, was es in der Schüssel trage.

„Ich darf es nicht sagen," antwortete das Mädchen.

„Laß mich in die Schüssel blicken, und ich helfe dir über das Wasser. Ich bin die Mutter Gottes."

Da fiel das Mädchen auf die Knie, löste mit zitternden Händen das Tüchlein und hob den Deckel von der Schüssel.

Nun schwang die Jungfrau Maria das Tuch über das Wasser, und das Mädchen konnte wie auf einer Brücke darüber gehen.

Bevor die Mutter Gottes verschwand, rief sie ihm zu: „Sage deinem Vater, wenn er das Fleisch gegessen habe, so soll er die Knöchlein so lange in die Luft werfen, bis sie nicht mehr zur Erde fallen."

Der Vater tat, wie das Mädchen ihm geheißen, und beim dritten Mal kamen die Knöchlein nicht mehr zurück.

Als das Schwesterlein zu Hause den Trog öffnete, in dem das tote Brüderlein gelegen, flog eine weiße Taube auf.

Nebelbriet.

Ein Ziegenhirt führte seine Herde nach Hause. Als er die Tiere zählte, fehlte ein Böcklein. Der Bauer, dem das Tier gehörte, fiel wütend über das Bürschlein her und wollte es schlagen. Es nahm reißaus und lief in den Wald zurück, um die Ziege zu suchen.

Da brach ein Unwetter los und es wurde stockdunkle Nacht. Das Büblein lief in seiner Angst, so schnell die Füße es trugen, verlor den Weg und geriet immer tiefer in den Wald hinein.

Auf einmal sah der Knabe ein Lichtlein durch das Dunkel schimmern. Er hielt darauf zu und gelangte vor eine Hütte, die er noch nie gesehen hatte. Gleichviel, dachte er, wenn ich hier nur zu essen und eine Lagerstatt bekomme, denn er war hungrig und totmüde.

Er klopfte an die Tür, und ein altes Runzelweib öffnete, das gerade aussah wie eine Hexe. Der Knabe erschrak und wollte fliehen, doch die Alte packte ihn am Kragen und sperrte ihn in den Stall.

Am Morgen brachte ihm das Töchterlein der Hexe das Essen. Das Mädchen plauderte lange mit ihm, und als es hinausging, schloß es die Tür wieder zu, da die Mutter es so befohlen hatte.

Es brachte ihm mehrmals des Tages zu essen und zu trinken, so viel er nur begehrte, denn die Hexe wollte ihn mästen und verzehren.

Das Mädchen nannte ihn Nebelbriet und weinte, wenn es zu ihm in den Stall kam. Und wenn der Bub fragte, warum es weine, so gab es keine Auskunft. Das Töchterchen

gewann ihn lieb und wäre am liebsten mit ihm auf und davon gelaufen, aber es fürchtete sich vor der Mutter.

Als der Knabe fett war, wollte die Hexe ihn schlachten. Sie hing den großen Kessel über das Feuer und schickte das Mädchen in den Wald, um Holz zu holen.



Bevor es wegging, rief es schnell in den Stall hinein: „Sei auf der Hut, lieber Nebelbriet, die Mutter will dich töten.“

Die Alte holte richtig den Knaben aus dem Stall und führte ihn zu dem Kessel, wo das Wasser brodelte. „Schau hinein, ob das Wasser kocht,“ befahl sie.

Der Knabe tat, als verstände er sie nicht.

„Du Dummkopf, muß ich es dir noch vormachen,“ schalt sie und beugte sich über den Kesselrand.

Da packte der Knabe, der durch die gute Kost stark geworden war, die Hexe an den Füßen und stürzte sie kopfüber in die siedendheiße Brühe.

Als das Mädchen zurückkehrte, lag die Mutter tot im Kessel, und das Geißhirtlein war nirgends mehr. Weinend lief es ums Haus herum und in den Wald und rief in einem fort: „Nebelbriet, Nebelbriet, mein lieber Bub.“ Umsonst, es kam keine Antwort zurück.

Die verzauberte Alpherde.

In einer sternklaren Sommernacht wurde die Herde von der Panik ergriffen. Wie vom Wirbelwind erfaßt, rannten die Tiere auf und davon, stürmten in toller Angst durch die Felsen und verschwanden hinter dem nächsten Bergrücken.

Von der großen Herde konnte nur eine einzige Kuh zurückgehalten werden.

Der Meistersenn, der ihr nachgestürzt war, hatte nämlich seinen Stock in die flüchtige Schar geworfen, um sie zu stellen. Der Stock war der hintersten Kuh über den Kopf geflogen und hatte sie zum Stehen gebracht, dank einer gesegneten Salbe, womit er jeden Morgen vor dem Frühgebet den Handgriff bestrich.

Die Sennen waren über diesen seltsamen Vorfall in großer Bestürzung und berieten, was nun zu tun sei.

Einer der Hirten wußte Rat. Er wanderte noch in der Nacht hinunter nach Sitten und klagte den Kapuzinern das traurige Ereignis.

Der Vorsteher war nicht in Verlegenheit. Er zupfte an den Spitzen des langen silberweißen Bartes und sagte in traulichem Ton: „So bedenklich ist die Geschichte nicht, wie du glaubst. Die Herde wird bald wieder erscheinen, wenn ihr Sennen tun wollt, was ich euch heiße. Setzt euer Tagewerk fort, als ob nichts geschehen wäre. Des Abends und des Morgens, wenn ihr die Kuh melkt, die noch da ist, so tut, als ob ihr die ganze Herde vor euch hättet. Wie viele waren es denn?“

„Fünfundneunzig Stück und die Ringkuh," sagte der Hirte.

„Also sechsundneunzig, du Lappi denn die Ringkuh wirst du wohl auch zählen wollen! Die melkt ihr alle, grad als ob sie auf dem Lager wären. Die Milch wird die Kübel füllen, wie ehedem und der Meister kann käsen wie sonst. Dann treibt ihr die Kuh auf die Weide, wie wenn die ganze Herde versammelt wäre!"

Der Pater schlug das Kreuz und entließ den Hirten.

Dieser brachte den Bescheid auf die Alp zurück, und die Sennen befolgten den Rat, obschon sie an dem Erfolge zweifelten.

Zweimal des Tags nahmen sie ihre Eimer und molken Kuh um Kuh, wenn schon nur die eine da war und, o Wunder, die Milch floß ebenso reichlich wie vorher.

Hierauf trieben sie die Kuh auf die Weide, wo sie den gedämpften Schall der Kuhglocken vernahmen, und wo das Gras verschwand, als ob hundert hungrige Mäuler es verschlängen.

So ging es drei Tage lang zum großen Staunen der Sennen, welche die Kapuziner priesen und froh waren, sich dort Rat geholt zu haben.

Am dritten Abend erblickten sie hoch oben zwischen zwei Felsköpfen die Ringkuh, dann eine zweite und dritte, und dahinter die ganze Herde.

Die Tiere marschierten langsam, müden Schrittes, als ob sie eine weite, weite Reise gemacht hätten. Sie steuerten auf die Hütte zu, wo die Sennen sie mit einem Freudengeschrei begrüßten.

Kein Tier fehlte und doch mußten sie weit hergekommen und auch in die Weingelände der Rhone hinabgestiegen sein, denn bei allen steckte ein Rebenzweiglein im Halsriemen.

Ramee.

Schon seit vielen Jahren war Ramee Soldat. Daß er immer Gemeiner blieb und nicht befördert wurde, verdroß ihn sehr, und deshalb riß er aus.

Auf der Flucht geriet er in eine trostlos öde Gegend, wo weder Haus noch Baum zu sehen war. Er wanderte fort und fort, bis er ans Meer kam.

Hinter ihm lag die Wüste, vor ihm das weite, unendliche Meer.

In seiner Not ging er am Gestade hin und her und sann darüber nach, wie er sich aus der bösen Lage befreien könnte. Das war schwierig, denn so weit sein Auge reichte, sah er allüberall nur Wüste und Wasser.

Da watschelte ihm plötzlich ein großer seltsamer Vogel entgegen mit einem spießlangen Schwanenhals und einem armsdicken grünen Schnabel. Seine Flügel waren rot und glichen Windmühlenflügeln, als er sie ausbreitete und sich in den Sand duckte.

Wenn das etwa ein Zeichen ist zum Aufsitzen, erwog Ramee, wohlan, ho—hopp, und da saß er rittlings auf dem Bug des Tieres. Fersen hinein und vorwärts.

Der Vogel lief und flog ganz nach seinem Wunsch und Befehl. Ramee hatte es bald herausgefunden, daß das Tier ungemein gefräßig war und sich erst in Bewegung setzte, wenn es tüchtig gefressen hatte. Je mächtiger die Bissen waren, die er ihm vorsetzte, desto weiter reichten die Flüge.

Ramee übte sich nun mit dem Vogel im Fliegen ein. Nach Verlauf einer Woche tötete er eines der wilden Schafe, die am Meeresstrande weideten, band das Fleisch auf dem Vogelrücken fest und trat die Fahrt über das Meer an.

Wenn der Riesenvogel ermatten wollte, legte er ihm ein großes Stück Fleisch in den Schnabel, und nun flog er gar herrlich über die glitzernde Wasserfläche dahin, und so schnell, daß Ramee hoffte, bis am Abend das jenseitige Gestade zu erreichen.



Doch das Meer dehnte sich endlos, unermeßlich, und als die Fleischstücke kleiner wurden, erlahmte die Kraft der Schwingen und die Geschwindigkeit verringerte sich.

Bevor noch ein Streifen Land in Sicht kam, war das Fleisch verzehrt. Der Vogel glitt in die Tiefe, legte sich aufs Wasser und rührte kein Glied und kein Federchen mehr.

Nun war die Not groß, größer als je. Ramee verzweifelte nicht. Er setzte das Messer an seinen eigenen Leib und schnitt sich ein Stück Fleisch heraus.

Der Vogel fraß es gierig auf und flog unverzüglich weiter.

Noch einmal setzte ihm Ramee ein Stück von seinem eigenen Leibe vor, und endlich erschauten seine Augen das ersehnte Land.

Ramee stieg von seinem Flügelroß und war heil und gesund.

Wie tüchtig er auch ausschritt, kein Haus und kein Dach wollte sich zeigen. Die Nacht brach herein, da tauchte ein Wald auf, durch den sich ein Weg schlängelte.

Mit Freuden erkannte er die ersten menschlichen Spuren und marschierte wacker zu, tief in den Wald hinein, wo der Weg zu einem Hause führte.

Er trat durch die offene Tür in ein Zimmer und setzte sich an den gedeckten Tisch, wo die Speisen in der reichsten Auswahl zum Schnabulieren einluden. Da standen an den Wänden die feinsten Möbel aus Nußbaumholz geschnitzt, und Ramee wunderte sich, daß niemand erschien, um ihn willkommen zu heißen.

Als er mitten im besten Schmausen war, trippelte und trappelte eine schöne Hirschkuh herein, wie er noch keine in seinem Leben gesehen hatte.

Da wird wohl irgend ein Zauber dahinter stecken, dachte er und richtete das Wort an sie.

Die Hirschkuh leckte die Lippen mit dem roten Zünglein und fing an zu reden: „Ich bin eine verzauberte Prinzessin. Ein böser Zauberer hat mich verflucht und in eine Hirschkuh verwandelt."

„Ich werde dich erlösen," rief der Soldat begeistert. „Sage mir, was ich für dich tun kann."

„Ach, wie mancher hat es schon versucht, weil der Preis ihn lockte, und ist dabei ums Leben gekommen. Denn wer mich befreit, wird mein Ehegemahl."

„Traun, mir soll es gelingen und wenn ich die Hölle bezwingen muß," rief Ramee voll Tatendrang.

„So vernimm also, daß du in drei aufeinanderfolgenden Nächten von zwölf bis ein Uhr vom Teufel überfallen und mit allen erdenklichen Martern gepeinigt wirst. Bist du tapfer und standhaft und gibst keinen Laut von dir, so bin ich erlöst. Du darfst dich im Haus verbergen, und die Zeit, die der Teufel braucht, um dich zu suchen, kürzt dir die Qual."

„Auf Ehre und Eid," gelobte Ramee, „ich werde aushalten und dich befreien."

Die Hirschkuh nickte dreimal mit dem Kopf und verließ das Haus.

Ramee sann nach, wo er sich am besten verbergen könnte. Aus Seilen, die er im Hause fand, flocht er eine Hängematte, die er an der Decke befestigte und zu seinem Versteck erwählte.

Um Mitternacht flog die Tür auf und herein stolperte ein Männchen, alt, grau und gebuckelt, mit Augen, die glänzten wie Schmiedekohlen.

Zwei Gesellen begleiteten ihn und fingen an, alle Winkel und Ecken zu durchstöbern.

Eine halbe Stunde, drei Viertel flossen in vergeblichem Suchen dahin. Der Alte schleuderte Zornesblitze aus seinen Funkelaugen.

Ramee, der von seinem hohen Verstecke aus die vergeblichen Bemühungen der Teufelchen beobachten konnte, mußte unwillkürlich lachen.

Oho, der Alte schaute in die Höhe, und mit einem Freudengeheul rissen sie ihn herunter.

Nun trommelten sie mit den Fäusten und den dick genagelten Schuhen während einer Viertelstunde auf seinem Rücken herum, daß ihm nicht nur das Lachen, sondern auch

Hören und Sehen verging und die Minuten zu Stunden wurden.

Ramee preßte die Zähne zusammen und gab keinen Laut von sich.

Am Nachtag, als die Hirschkuh ins Zimmer trippelte, lachte ihm das Herz im Leibe. Nicht umsonst hatte er die Qualen erduldet.

Auf dem schlanken Hals des Tieres saß ein schöner Mädchenkopf mit einer dicken goldenen Haarkrone.

In der zweiten Nacht verbarg Ramee sich in einem Schrank.

Um die Geisterstunde erschienen die Teufel, suchten und forschten und zerrten ihn aus seinem Versteck.

O, wie es da wieder Hiebe und Püffe regnete und er zuletzt wie ein Ball auf und ab, hin- und hergeschleudert wurde, daß ihn deuchte, alle Knochen im Leibe seien gebrochen.

Nach Ablauf der Stunde verschwanden die Quälteufel.

Aller Schmerzen bar, heil und gesund erwartete er die Hirschkuh.

Welche Überraschung, als sie kam. Auch der Leib hatte menschliche Gestalt. Nur die Beine waren noch die des Tieres.

„Jetzt nur tapfer aushalten, mein Lieber, noch die dritte Nacht, und ich bin erlöst," bat die Prinzessin.

„Was ich gelobt habe, werde ich halten," erwiderte der Soldat.

Als es dunkel wurde, kroch er ins Kamin hinauf.

Nach langem Suchen entdeckten ihn die Teufel und holten ihn herunter.

Mit Knüppeln und feurigen Zangen hieben sie auf ihn ein und verstopften ihm Mund und Nase mit Asche, daß er zu ersticken drohte.

In der Todesangst fuhr ihm ein Schrei in die Kehle, doch er erinnerte sich seines Gelöbnisses und verschloß die Lippen.

Endlich war die Stunde um, die Peiniger verschwanden und Ramee fühlte sich frei von Schmerzen und wohl, wie nie zuvor.

Mit Ungeduld erharrte er den Morgen und die Ankunft der Prinzessin.

Och, da kam sie schon herbeigetrippelt, aber nicht mit Hufen, sondern in zierlichen goldenen Schuhen, und ihr Kleid glänzte in seidener Pracht.

Sie fiel ihm jubelnd um den Hals und nannte ihn ihren Befreier und herzlieben Bräutigam.

Als ein Zeichen der Dankbarkeit schenkte sie ihm ein Tüchlein, in das sie mit goldener Nadel den Namen eingestickt hatte.

Nun war des Leidens ein Ende. Sie verließen zusammen das Haus und wanderten der Burg ihres Vaters zu.

Der König war hocherfreut über die Wiederkehr der verloren geglaubten Tochter und ließ sogleich die Verlobung mit ihrem Befreier verkünden.

Die Prinzessin führte Ramee im ganzen Reiche herum, um ihn den Untertanen zu zeigen.

Als sie hungrig und durstig waren, kehrten sie in einer Herberge ein.

Die Wirtin war eine Hexe, die Ramee sein Glück nicht gönnen mochte. Sie mischte in seinen Becher ein Pulver, das ihn alsbald in tiefen Schlaf zwang.

Die Prinzessin, die nichts von dem Zauber ahnte, ärgerte sich über die Schlafsucht ihres Bräutigams, der trotz allem Rütteln nicht aufwachen wollte.

Erst am folgenden Morgen erwachte er und konnte fast nicht glauben, daß er beinahe vierundzwanzig Stunden geschlafen habe.

„Nur noch das Frühstück,“ sagte die Prinzessin, „dann kehren wir heim.“

Die Hexe schüttete Ramee ein zweites Pülverchen in die Tasse, und der gähnte, drückte sich in die Ecke und schlief ein.

Die Prinzessin rief erbost: „Nein, so eine Schlafmütze. Er liebt mich ja gar nicht, sonst würde ihm nicht der Schlaf das Beste sein.“

Empört ging sie hinaus, kehrte aber bald wieder um. Sie gedachte der grausamen Martern, die er ihretwegen so tapfer ertragen hatte, und da blieb sie bei ihm und wartete, bis er aufwachte.

„Nun aber fort von hier, du Murmeltier,“ sagte sie und stampfte zornig auf den Boden.

„Habe ich schon wieder geschlafen?“ fragte er erstaunt. „Mir ist so wunderlich im Kopf.“

„Das glaube ich schon, wenn du immer schläfst und weder Speise noch Trank zu dir nimmst. Frau Wirtin, bringt das Essen herbei.“

Die Hexe deckte den Tisch, schüttete wieder Pulver in das Getränk und stellte es vor Ramee.

Kaum hatte er getrunken, so nickte er sogleich ein und fing laut an zu schnarchen.

Da verließ die Prinzessin in heller Entrüstung die Herberge und ihren Bräutigam und schenkte ihre Hand einem Prinzen, mit dem sie bald darauf die Hochzeit feierte.

Unterdessen schlich Ramee traurig und verlassen in den Straßen der Stadt herum und schaute Abend für Abend sehnsüchtig zur Königsburg hinauf.

Eines Tages saß er elend und zu Tode betrübt auf dem Mäuerchen, das den Hofgarten umschloß.

„He, was fehlt dir, daß du ausschaust wie ein Essigtopf?“ Wahrhaftig, das graue Teufelsmännchen stand vor ihm und nickte ihm freundlich zu.

Ramee erzählte, wie schlimm es ihm in der Herberge ergangen sei, wie ihn die Prinzessin verlassen und einen Prinzen geheiratet habe.

„Nach all den Qualen, die du in der Waldhütte so tapfer ausgestanden hast, hättest du ein besseres Los verdient. Das hast du meiner Muhme, der Hexe in der Herberge zu verdanken. Ihr zu Leide will ich dir helfen. Hier hast du ein Kästchen. Darin sind drei Tierchen gefangen. Steige heute Abend, sobald es eindunkelt, zum Königsschloß vor das Fenster des Gemaches, in dem die Prinzessin mit dem Prinzen schläft.."

„Wie soll ich das Fenster erkennen?" fragte Ramee traurig.

„Es ist das einzige, das offen steht. Nimm das Kästlein, öffne den ersten Schieber, am Abend darauf den zweiten und in der dritten Nacht den letzten. Das übrige wirst du sehen. Ade."

Ramee beschaute das Kästchen von allen Seiten und stieg nach Einbruch der Dunkelheit zur Königsburg empor.

Als er das offene Fenster gefunden hatte, klomm er an der Mauer hinauf und öffnete den ersten Schieber.

Husch, kletterte ein graues Mäuslein flink über das Gesimse und ins Gemach hinein.

Ramee legte sich auf eine Bank im Garten und schlief die ganze Nacht.

Als es Abend wurde, stieg er mit dem Kästchen wieder zum Gesimse empor.

Aus dem engen Türchen schlüpfte eine Grille geradewegs ins Zimmer hinein.

In der dritten Nacht huschte ein Hirschkäfer aus dem Kästchen.

Ramee ging enttäuscht zu seiner Bank zurück. Eine Maus, eine Grille und ein Hirschkäfer. Das Teufelsmännchen hatte ihn schön zum Narren gehalten.

Er warf das leere Kästchen in den Teich und träumte mißmutig in die Nacht hinein.

Unsanft wurde er am Morgen vom Gärtner aus dem Schlaf gerüttelt

„He, du Tagedieb,“ schrie dieser grimmig, „mach, daß du fortkommst.“

Die Sonne stand schon hoch am Himmel.

„Du bist mir ein grobes Plack, einen armen Teufel wie einen Hund davonzujagen.“

„Heute dir, morgen mir. So geht es halt. Vor kaum acht Tagen hat die Prinzessin einen Prinzen zum Gemahl erkoren und heute morgen hat sie ihm den Laufpaß gegeben. Wenn das so weitergeht, so kann ich an den Fingern abzählen, wann ich drankomme. Jetzt aber pack' dich und lauf.“

„So, so, ihren Mann hat sie heute fortgeschickt. Vielleicht erlebe ich noch den Tag, wo du vor mir auf die Knie fällst, du Grobian,“ sagte Ramee und trollte sich von dannen.

Tag für Tag spazierte er nun im Garten, dem brummigen Gärtner immer scharf ausweichend. Nirgends war die Prinzessin zu erblicken. „Wenn sie heute nicht in den Garten heruntersteigt, so ist es ein Zeichen, daß ich hier nichts mehr zu suchen habe,“ murmelte er vor sich hin. Dabei wurde ihm so elend zumute, daß seine Augen sich mit Wasser füllten.

Er zog das Tüchlein aus der Tasche, das sie ihm geschenkt hatte und wischte sich die Tränen.

Im selben Augenblicke teilte sich das Gebüsch, und die Prinzessin rief, auf ihn zueilend: „Ramee, mein geliebter Ramee, nur mit dir kann ich glücklich werden.“

In der höchsten Seligkeit schloß er sie in seine Arme.

„Lieber einen Ehegemahl, der fortwährend schläft, als einen, der die ganze Nacht Narrenspossen treibt,“ fügte sie hinzu.

„Ich schlafe nicht mehr zur Unzeit," erwiderte Ramee und erzählte, wie ihn die Wirtin mit ihrem Pulver verhext habe.

Nun führte sie Ramee zum König und die Hochzeit wurde gefeiert.

An einem schönen Abend stand Ramee mit seiner Prinzessin am offenen Fenster und lauschte mit Entzücken dem Gesang der Nachtigallen. Eben ging der Gärtner vorbei.

„He Bursche, du bist ja immer noch da," rief Ramee.

Der Gärtner schaute empor und erkannte ihn. „Verzeiht, hoher Herr," stammelte er erschrocken und fiel auf die Knie. „Ich wußte nicht, daß Ihr ein Prinz seid."

„Lauf und pack dich," sagte Ramee lachend. „Und das nächste Mal sei dann etwas höflicher."

„Weißt du, warum ich dem Prinzen den Abschied gegeben habe?" fragte seine Frau. „Er hat mich fortwährend geneckt und gequält, wenn ich schlief. In der ersten Nacht kitzelte er mich an Stirn und Wangen. Hu, mir gruselt, wenn ich zurückdenke. Es war grad, als ob die ganze Nacht eine Maus mir über's Gesicht liefe. In der zweiten Nacht zirpte es ohne Unterlaß an meinem Ohr, o das war schrecklich, und in der dritten Nacht hackte er mir seine spitzen Nägel in Kopf und Hände, der Bösewicht, daß es mich heute noch schmerzt. Da wußte ich gleich, daß mein Mann gar kein Prinz war, sondern ein böser Zauberer."

Ramee lächelte still für sich. Er streichelte ihr die vernarbten Hände, küßte sie auf den Mund und schwieg.

Der Meisterdieb.

Ein Bauer hatte einen Sohn, der ein Tunichtgut war und lieber dumme Streiche verübte und sich in Wald und Feld herumtrieb, als zu arbeiten.

Eines Tages kehrte er nicht mehr zu seinen Eltern zurück und blieb verschollen.

Nach vielen Jahren kam er als vornehmer Herr wieder in seine Heimat. Er trat zu seinem Vater, der in der Hofstatt die Bäume putzte und fragte ihn nach seinem Haushalt und wie es ihm gehe.

„Ich bin seit Jahr und Tag allein mit meiner Frau," gab der Vater zur Antwort. „Wir hatten zwar noch einen Sohn, aber der ist uns drausgelaufen, Gott weiß, wohin."

„Kann ich bei euch zu Mittag essen?"

„Wenn Ihr mit geringer Kost vorlieb nehmen wollt, ja schon."

Die Mutter ahnte so wenig als ihr Mann, wer der Fremde war und stellte das Beste auf den Tisch.

Nach dem Essen fragte er seine Eltern, ob sie ihren Sohn erkennen würden, wenn sie ihn sähen.

„Ja gewiß," riefen beide, „trägt er doch ein Muttermal an der Brust."

Da riß der Sohn das Hemd auf, zeigte das Mal, und nun erkannten sie ihn. Sie freuten sich sehr, daß aus dem Taugenichts ein so feiner Herr geworden sei und fragten ihn, was er denn eigentlich gelernt habe.

„Ich bin ein Meisterdieb geworden und bekomme alles, was mein Herz begehrt."

Das freute die alten Leute nicht sonderlich.

Der Sohn blieb einige Tage bei ihnen, und als er fortging, sagte er, er wolle den König besuchen, der sein Firmpate war.

Der König fragte ihn, wie er es angestellt habe, so rasch ein vornehmer Herr zu werden.



„Da will ich grad offen gestehen, daß ich ein Meisterdieb geworden bin."

„Wenn du ein Meisterdieb bist, so will ich dich gleich auf die Probe stellen," sagte der König.

„Stiehlst du mir heut' Nacht mein Sattelpferd aus dem Stalle, so schenke ich dir tausend Dublonen. Wirst du dabei erwischt, so fliegst du ins Gefängnis."

„Abgemacht," erwiderte der Meisterdieb.

Der König ließ den Stall von Soldaten bewachen. Der Schlaueste setzte sich auf das Pferd, einer hielt es am Zügel und ein dritter am Schwanz.

Der Meisterdieb verkleidete sich als Hausierer und reiste mit einem Fäßchen Wein herum. Den Soldaten gab er zu trinken, soviel sie begehrten, auch denen bei dem Pferde, und als alle betrunken waren, schliefen sie ein.

Nun band er den Schlauesten an die Decke, dem Kameraden, der den Schwanz hielt, steckte er einen Bund Stroh in die Hand, schnitt den Zügel entzwei, hopp in den Sattel und im Galopp davon.

Er hatte die Probe bestanden und tausend Dublonen gewonnen.

Der König stellte ihm die zweite Aufgabe: „Du sollst der Königin das Bettuch unter dem Leib wegstehlen und ihr den Ehering vom Finger streifen. Wirst du dabei erwischt, so lasse ich dich mit Ruten peitschen.

Der Meisterdieb ging über Land und kam zu einem Galgen, an dem ein Toter hing. Er nahm den Leichnam auf seinen Rücken und ging des Nachts zur Königsburg zurück. Vor dem Schlafgemach der Königin stellte er eine Leiter an die Mauer und stieg mit dem Toten auf der Schulter hinauf.

Der König hielt im Zimmer seiner Gemahlin Wache.

Als der Kopf des Toten vor dem Fenster auftauchte, glaubte er, es sei der Meisterdieb und schoß ihn mitten durch.

„Ich will schnell hinunter, um den Toten im Garten zu verscharren," sagte der König zu seiner Frau. „Es braucht niemand darum zu wissen."

Kaum war er draußen, so trat der Meisterdieb in das Zimmer und sagte mit verstellter Stimme zu der Königin: „Ich war sein Firmpate und habe wenig für ihn getan. Gib

mir das Leintuch und den Ehering, so kann er doch etwas mit ins Grab nehmen."

Am andern Morgen legte der Meisterdieb die Gegenstände in die Hände des Königs und erhielt zweitausend Dublonen.

„Jetzt stelle ich dir die dritte und letzte Aufgabe," sagte der König. „Du holst noch heute den Pfarrer und den Sigrist von der Nachbargemeinde und sperrst sie in mein Hühnerhaus, aber ohne Gewalt. Kannst du das, so bekommst du dreitausend Dublonen, und wenn nicht, so lasse ich dich hängen."

Der Meisterdieb eilte sofort zum Bache und fing eine ganze Menge Krebse. Als es Abend wurde, ging er damit auf den Friedhof der Nachbargemeinde, steckte jedem Krebs ein brennendes Kerzlein zwischen die Scheren und ließ sie laufen.

Hernach ging er in die Kirche und predigte von der Kanzel: „Das Reich Gottes ist erfüllet. Gehet hin auf den Gottesacker und schauet, wie die Toten sich rühren. Wer nach dem Himmelreich Begehren hat, der komme und schlüpfe in diesen Sack. Er ist aber nur klein und faßt nicht alle."

Der Pfarrer und der Sigrist hörten der Predigt ebenfalls zu. Der Sigrist flüsterte dem Pfarrer ins Ohr: „Kommt schnell, damit wir die ersten sind im Himmelreich und uns die andern nicht zuvorkommen."

Sie stiegen hurtig auf die Kanzel, krochen in den Sack, und der Meisterdieb band ihn zu und schleppte ihn fort.

Der Sigrist ächzte und stöhnte: „Es ist wahrhaftig so, wie Ihr immer gepredigt habt, Herr Pfarrer. Der Weg zum Himmelreich ist rauh und holprig."

Als der Sack durch die nasse Straße schleifte, sagte der Sigrist wiederum: „Jetzt fahren wir schon durch die Regenwolken dem Himmel entgegen."

Im Hühnerstall blieben sie liegen.

Am Morgen befreite der König die beiden Gefangenen, ließ dem Meisterdieb vom Schatzmeister dreitausend Dublonen aushändigen und sagte:

„Nun aber scher dich fort in ein anderes Land. Du bist ein gar zu gefährlicher Geselle.“

Der Meisterdieb reiste mit dem Haufen Geld nach Hause, baute seinen Eltern ein schönes Haus und lebte wie ein Prinz bis an sein Ende.



Die Totenwache.

Ein König hatte eine Tochter, die ihm nicht zu Gefallen leben wollte. Einmal geriet der Vater in Zorn und rief: „Geh', du verfluchtes Kind."

Die Tochter fuhr aus dem Haus und verschwand. Da gereute den Vater der Fluch, und er ließ einen Ratgeber kommen und fragte ihn, was er tun müsse, um sein Kind wieder zu erhalten.

Der Ratgeber besann sich ein Weilchen und versetzte: „Laßt in die königliche Gruft einen Sarg bringen und stellt ein Jahr lang eine Wache daneben, dann werdet ihr die Tochter zurückbekommen."

Der König befolgte den Rat, doch am ersten Morgen war die Wache tot und schrecklich verstümmelt und so jeden Morgen, so daß niemand mehr Wache stehen wollte. Der König wußte sich nicht zu helfen und trauerte Tag und Nacht.

Da kam ein fremder Soldat an den Königshof, der um eine Anstellung bat.

Der König ließ ihn in die Gruft führen und Wache halten.

Als der Soldat allein war, gruselte es ihm und er brummte: „Hier bleibe ich nicht. Sobald es dunkel wird, schleiche ich mich fort. Was braucht der Sarg eine Wache."

Bei Einbruch der Dunkelheit öffnete er leise das Fenster und schwang sich auf das Gesimse.

Da stand ein graues Männchen vor ihm und sagte: „Hans, halt ein, es soll dein Glück sein. Bleib nur hier, es

soll dir nichts geschehen. Verstecke dich vor Mitternacht hinter dem Altar und halt' dich still."

Der Soldat gehorchte und setzte die Wacht fort. Zeitig verbarg er sich hinter dem Altar.

Um Mitternacht erhob sich ein großer Lärm. Die Toten stiegen aus ihren Grüften und suchten die Wache, um sie zu zerreißen.

Da sie ihn nicht fanden, legten sie sich in ihre Särge und die Ruhe kehrte wieder ein in der Gruft.

Der König war sehr erstaunt, als er am Morgen die Wache gesund und guter Dinge antraf.

Am Abend, als es dunkel wurde, überfiel den Soldaten neuerdings die Furcht.

Ach was, dachte er, ich bleibe nicht eine zweite Nacht an diesem schauerlichen Orte.

Er reckte sich am Fenster auf und war im Begriff, zu entfliehen, als wieder das graue Männchen ihm Einhalt gebot: „Hans, halt ein, es soll dein Glück sein! Verstecke dich vor Mitternacht hinter dem Betstuhl und fürchte dich nicht."

Hans nahm die Wache wieder auf und verbarg sich vor zwölf Uhr hinter dem Betstuhl.

Um Mitternacht erhob sich wieder der entsetzliche Lärm, und die Toten suchten ihn wie nachts zuvor. Da sie ihn nicht fanden, verschwanden sie und störten die Ruhe nicht mehr.

Am Morgen kam der König und fand zum größten Erstaunen die Wache noch am Leben.

In der dritten Nacht graute dem Soldaten dermaßen, daß er fest entschlossen war, zu entfliehen. Doch da stand das Männchen schon vor ihm und rief: „Hans, halt ein, es soll dein Glück sein! Verstecke dich an dem Orte, wo man zur Ehre Gottes singt."

Hans tat also und verharrte ruhig in seinem Verstecke bis das Gepolter vorüber war.

Als er die Wache fortsetzen wollte, war der Sarg verschwunden. An seiner Stelle stand licht und schön die Königstochter.

Sie führte Hans zu ihrem Vater, der mit Freuden in die Verlobung einwilligte.

Bald darauf wurde die Hochzeit gefeiert.

Gutbrand.

Gutbrand führte eine Kuh zu Markte. Weil sie alt war und den Milchkübel nicht mehr füllte, wollte er sie um jeden Preis losschlagen.

Er hatte einen langen Weg zurückzulegen, doch ging es stetig bergab. Er schmauchte sein Pfeifchen und war guter Dinge.

Auf dem Markte wollte ihm niemand die Kuh abnehmen, deshalb vertauschte er sie gegen einen blinden Schimmel, den Schimmel gegen eine Ziege, die Ziege gegen ein Schaf, das Schaf gegen einen Gockel und da ihn brav hungerte, gab er den Gockel hin um ein gutes Mittagessen.

Nach der Mahlzeit zündete er sein Pfeifchen an und machte sich auf den Heimweg. Daheim trank er noch ein Schöpplein im Wirtshaus. Er berichtete den Dorfgenossen, daß er die Kuh losgeschlagen habe und zählte alle seine Händelchen auf.

„Deine Frau wird dich mit dem Besen empfangen," riefen sie lachend, „wenn du ohne die Kuh und mit leeren Taschen heimkommst."

„Im Gegenteil, sie wird mich freundlich willkommen heißen und mit allem einverstanden sein."

„Wetten wir fünfhundert Franken!"

Topp, Gutbrand schlug ein.

„Guten Abend, Rosi," begrüßte er seine Frau, als er in die Stube trat. „Ich komme spät, aber dafür habe ich gute Geschäfte gemacht."

„Hast du die Kuh verkauft?"

„Ich habe sie gegen einen blinden Schimmel vertauscht."

„Das hast du gut gemacht,“ lobte sie. „Fortan werden wir in der Kutsche zur Kirche fahren. Komm und zeig mir den Schimmel.“

„Ein Weilchen. Ich habe den Schimmel an eine Ziege getauscht.“

„Das ist noch besser. Eine Ziege gibt schön Milch und frißt weniger als ein Pferd. Komm und zeig mir die Geiß.“

„Ein Weilchen. Ich habe die Ziege gegen ein Schaf vertauscht.“

„Vortrefflich, das Schaf gibt mir die Wolle, die mir fehlte, um den Kindern Strümpfe zu stricken. Laß mich das Schaf sehen.“

„Ein Weilchen. Ich habe das Schaf um einen Gockel hingegeben.“

„Ausgezeichnet. Grad einen Hahn habe ich mir schon lange gewünscht. Du bist ein Langschläfer. Er wird dich am Morgen aus dem Bett krähen. Komm und zeig mir den Gockel.“

„Ein Weilchen. Ich habe den Hahn um ein Mittagessen vertauscht.“

„Famos, mein Lieber. Wer so gute Geschäfte abschließt, soll nachher auch ein währschaftes Essen haben. Komm her, wir trinken ein Glas Wein zusammen.“

„So, Kameraden,“ wandte sich Gutbrand an seine Freunde. „Ihr habt es gesehen und gehört. Ich habe die fünfhundert Franken gewonnen. Die Kuh ist gut verkauft.“

Der lange Brachet.

Franz und Kathri schlachteten jeden Winter ein fettes Schwein. Der Mann legte eines Tages den Hohlrücken auf die Seite und sagte zu seiner Frau: „Den spare ich auf für den langen Brachet.“ (Monat Juni.)

Im Mai fuhr er mit dem Vieh auf die Alp.

Kaum war er fort, so erschien ein Bettler im Dorf, der vor allen Türen um Almosen anhielt.

„Geh doch ins Haus zu der Kathri,“ rieten ihm die Leute, „und sage, du seiest der Brachet,“ und krach, flog die Tür ins Schloß.

Der Bettler ging zu der Kathri, sagte, er sei der Brachet und bat um ein Almosen.

„Och, och, der Brachet ist da,“ rief Kathri erfreut. „Wie gut sich das trifft. Mein Mann hat für dich schon lange ein schönes Stück Schweinefleisch im Speicher aufbewahrt. Verweile einen Augenblick, gleich bin ich wieder da.“

Sie brachte den Hohlrücken, und der Bettler stopfte ihn fröhlich in seinen Sack und verschwand eilends mit dem seltenen Almosen.

Als Franz von der Alp herunterstieg, erzählte ihm seine Frau, der lange Brachet sei endlich gekommen und habe den Hohlrücken geholt.

„Du bist doch die dümmste von allen dummen Frauen,“ rief er zornig. „Nein, so ein Narrenstück. Ade, ich gehe fort, und wenn ich keine dümmere finde als du bist, so komme ich zurück und werfe dich in den Fluß, daß du elendiglich ersäufst.“

Nach langer Wanderung gelangte er in ein Dorf, wo große Trauer herrschte, weil der Christeli vor einer Woche gestorben war.

Am Brunnen und vor den Häusern plapperten die Weiber, seine Frau sei untröstlich, weil sie den Mann in schlechten Kleidern begraben habe.

Franz ließ sich das Haus zeigen und ging zu der Frau.

Sie butterte in der Küche, als er hineintrat.

Da stieß er mit der Tür an das Butterfaß, so daß der Rahm über die Diele floß.

„Du grobes Plack," fuhr ihn die Frau gehässig an. „Mich so zu erschrecken und zu schädigen."

„Verzeih," sagte er, „ich komme halt grad vom Himmel herunter."

„Ei was, vom Himmel?" schrie sie. „Da hast du wohl meinen Christi auch gesehen?"

„Freilich! grad wegen Christi bin ich da. Ich soll ihm das neue Sonntagsgewand und etwas Geld bringen."

„Flott, o flott," sagte sie heiter und schlug die Hände zusammen.

Flugs hob sie das neue Kleid aus dem Kasten, legte ein Säcklein voll Geld dazu und bedankte sich höflich, daß er es dem Christi bringen wolle.

Kathri hatte unterdessen den Schweinebottich aufs Dach gestellt und sich im Schwimmen geübt.

Franz erblickte sie von weitem und rief ihr zu: „Nur keine Angst, daß ich dich ins Wasser werfe. Steig herunter. Es hat keiner eine so dumme Frau, als daß er nicht noch eine dümmere fände. Von nun an besorge ich die Haushaltung und du gehst für mich aufs Feld. So kannst du keinen Schaden mehr stiften."

„Gut so," erwiderte sie. „Ich kann mähen und verstehe mich auf die Feldarbeiten."

Am Morgen ging die Frau mit der Sense auf das Feld und der Mann blieb zu Hause. Er sollte den Rahm von zwei Töpfen zu Butter schlagen.

Er schüttete die Hälfte vom Rahm in den Butterkübel, stellte ihn in die Mitte der Küche und brachte zuerst den Schweinen das Futter. Aus Unachtsamkeit ließ er die Stalltür offen, worauf ein Schwein ausbrach, in die Küche trampelte und den Butterkübel umwarf.

Franz zog einen Knüppel aus dem Scheiterhaufen, jagte voll Zorn dem Schweine nach und versetzte ihm einen Streich über den Kopf, daß es tot zu Boden fiel.

Voll Schrecken über den großen Schaden ging er in die Küche, um den Rahm aus dem zweiten Topf zu buttern und das Mittagessen zu bereiten.

Da fiel ihm ein, daß das Kalb noch nicht getränkt war. Er hing den Butterkübel an den Rücken und ging in den Stall, es zu tränken.

Das Kalb sprang ihm zwischen den Beinen durch, so daß er ausglitschte und den Kübel ein zweites Mal ausleerte.

Nun gut, statt Buttermilch stelle ich meiner Frau ein Mehlsüpplein auf den Tisch, nahm er sich vor, fachte das Feuer an, setzte die Pfanne darauf und führte die Heimkuh aufs Dach, auf daß sie unterdessen das Unkraut abweide. Damit die Kuh nicht etwa über das Dach hinausstürze, schlang er ihr ein Seil um das Bein, zog es schlau durchs Kamin und band es an seinem rechten Fuße fest.

Nun konnte er ruhig die Suppe rühren.

Plötzlich glitschte die Kuh aus, fiel vom Dach und riß Franz in das Kamin hinauf.

Dort blieb er hängen, bis die Frau heimkehrte und das Seil zerschnitt. Die Kuh lag tot am Boden und Franz purzelte aus dem Kamin kopfüber in die Mehlsuppe, die ihm das Gesicht verbrannte.

Als Kathri den Schaden besah, den ihr Mann angerichtet hatte, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Ach du meine Güte, was bist du für ein Tölpel! Grad zur Stunde verlasse ich dich und kehre erst zurück, wenn ich einen Dümmern gefunden habe."

Im nächsten Dorf sah sie vor einem Stall einen Mann, der einer seltsamen Beschäftigung oblag.

„Was treibst du denn da für Possen?" frug sie und trat näher hinzu.

Der Mann zog einen Haarbüschel durch das Mauerloch neben der Tür.

„Das sind keine Possen. Hilf du mir, das ist gescheiter, statt so dumm zu fragen. Meine Kuh ist in den falschen Stall gelaufen und nun muß ich sie am Schwanz wieder durch das Loch hinausziehen."

Kathri hatte genug gesehen. Sie ging heim und sagte zu Franz: „Es ist schon recht. Geh du nur wieder an deine Feldarbeit, die du gewohnt bist und ich übernehme die Hausgeschäfte."

So geschah es und sie lebten noch viele Jahre glücklich zusammen.

Schlau muß man sein.

„Mit der Sonne ist auch nicht alles richtig," erzählte Ettertunes Hansjobsjosi — aber das ist schon recht lange her — „die kann einen ebensogut als der Mond hinter's Licht führen, jawohl. Das haben wir erfahren, als wir in Rippel das Gemeindehaus baueten. Da haben wir unten angefangen zu bauen und sind im rasenden Ernst aufwärts gefahren mit dem Bau, weil wir's halt gern bald fertig gehabt hätten.

Da hat uns aber der höllische Tixel die Freude völlig vernarrt. Wie das Haus fertig dastand bis an die Nasenlöcher am Kamin, kamen wir erst darauf, als wir inwendig nachschauen wollten und wurden es inne, daß wir alle zusammen vergessen hatten, die Fensterglotzen einzusetzen. Aber wohl, da konnten wir nun sehen, was man sieht, wenn man keinen Stich sieht.

Es war grad, als wir in das Haus hineinkamen, als ob wir alle auf einmal in die Hölle kämen — das war's.

Als wir aber wieder ans Tageslicht gelangten und in den schönen Sonnenschein, der das Tal erleuchtete, da sahen wir es bald ein, was zu tun sei, um Licht und Heiterkeit in das Gemeindehaus zu bringen.

Sofort wurde einmeinig beschlossen, am nächsten schönen Sonnentag etwas Sonnenschein in das Gemeindehaus zu tragen, was schon zwei Tage darauf der Fall war und das war's.

Sobald die Sonne am selbigen Tag den langen Strahlenglanz ins Tal hinabwarf, versäumten wir uns nicht lange, liefen spornstracks in die Kirche und stellten mit der Ge-

meindewerksglocke das ganze Volk, gleich ob in Hosen oder in Schürzen, auf die Beine.

Wer Ledersäcke hatte, fuhr mit Ledersäcken, die andern mit Flachssäcken auf die Sonnenstrahlen los und fing sie ein, die Strahlen, und wenn die Säcke voll waren, wurden



sie schnell verbunden und ins Gemeindehaus getragen und ausgeleert.

Das trieben wir so vorwärts, bis die Sonne am Abend heimging. Und was hat's dem Gemeindehaus genützt? Rein nichts — das hat's. Es war finster wie vordem.

Darum erzähle ich es euch zur Warnung, daß einem die Sonne ebensogut hinter's Licht führen kann als der Mond — das kann sie.

Als wir das Gemeindehaus gebauet hatten, nahmen wir auch den Kirchenbau in Angriff, damit die Talschaft

auch zu einem richtigen Gotteshaus käme. Da unterließen wir es aber diesmal nicht, in der Mauer ein paar Löcher frei zu lassen, um die Fenster einzusetzen.

Mit dem Kirchenbau fuhren wir lustig in die Höhe. Die Kirche stand richtig bald da, wo wir den Platz angewiesen hatten.

Nur wollte sie dem Volk nicht recht in die Augen stechen, weil sie auswendig weder Schimmer noch Glanz hatte und völlig den Eindruck machte, als ob sie räudig wäre, das tat's.

Um dieser Zweideutigkeit abzuhelfen, wurden wir rätig, die Nidel von der ganzen Talschaft zusammenzutragen und sie mit weißem geriebenem Zucker zu versetzen und den sämtlichen Tempel auswendig mit dieser gezuckerten Nidel anzustreichen, damit er die Räude verliere und schön scheinig und glatt werde.

Und so wie es beschlossen war, so wurde es auch ausgeführt und das sah völlig schön und prachtvoll aus — das hat's.

Am folgenden schönen Sonnentag aber setzten sich die höllischen Hexen, die Fliegen drauf und fraßen den Zucker aus der Nidel und leckten die Nidel dazu, was wir uns währli nicht konnten gefallen lassen.

Darum stellten wir uns allesamt mit Büchsen um die Kirche zur Wehr, um sie mit Pulver und Blei wegzuknallen, diese höllischen, verderblichen Tixel, jawohl.

Ich und Schwager Meinrad hatten neben dem Kirchenturm einen Verteidigungsposten inne, und als wir anfingen, mit den Büchsen zu blitzen und zu krachen, da wußten sie vor Angst nicht mehr wo aus und ein, die frechen Tiere, so daß dem Meinrad eine sogar über die Nase hinauffspazierte.

Da rief mir Meinrad zu: „Schwager, bscht," und winkte mit dem Zeigefinger, wo sie sei, die Hexe.

Ich gab ihm zurück: „Schwager, hab dich still," und brachte das Gewehr in Anschlag. Ich spannte den Hahn, ließ los — paff — und da lag der Schwager maustot am Boden, und von der Fliege, der Hex, sah ich weder Haar noch Haut mehr.

Da hörten wir auf mit der Knallerei, sonst hätten wir uns völlig bis auf den letzten Mann erschossen, und das hätten wir.

Es wäre uns besser gewesen, wir hätten die Nidel alle mitsamt gesoffen, statt damit die Kirche anzustreichen, das müßt ihr jetzt wägerli selber zugeben und das müßt ihr.

Was mir aber nie recht in den Kopf gehen wollte, das ist das Gerede von den herumfahrenden Geistern, von Ungeheuern und anderem Spuk.

Auch von Goppenstein hieß es immer, dort sei es nicht geheuerlich und das wollt' ich nicht glauben.

Wie ich aber einmal mit einem Kälblein das Tal hinabstieg und wir beide mitsammen nach Goppenstein gelangten, da wohl — da sind mir bei Gott die Augen aufgegangen, und das sind's.

Das Kälblein erschrak und ich noch viel mehr. Wir wußten beide gar nicht, was Teufels da sei. Es war grad bei der Stelle, wo auf der rechten Seite der Straße von Ewigkeit her der große Muttergottesstein ist und linker Hand der Straß der große schwarze Kohlenmeiler.

Als ich sah, daß das Kalb mit Glotzaugen auf den Kohlenplatz losfuhr, tat ich auch zwei Schritte vorwärts und was sah ich? Da lag wahrhaftig ein goldgelbes, zirkelrundes Tier mit einem langen, gelbweißen Schwanz, und da, wo der Schwanz am zartesten war, hing erst noch ein ziemlicher Kamerad dran von einem Haken — und das war's.

Wie es mir nun so den Rücken eiskalt übergruselte, hörte ich noch, daß es inwendig in diesem Tier, — oder vielleicht machte es das mit dem Maul, — immer pug — pug machte.

Da besann ich mich aber nicht lange, jetzt Tod oder Teufel, gehauen oder gestochen! Aber weil ich die Hände lieber nicht damit beflecken wollte, so hob ich den rechten Fuß, und drauf mit dem Haken vom Schuh.

Schon im ersten Sprung wurde das Tier so gruslich zugerichtet und erdrosselt, daß das Gekröse nur so krachte und kreischte, als ob man dürre Tanngrotzen zerbräche. Und der Schwanz mit dem Haken wurde so erschüttert, daß mir ein Graus von oben bis unten durch den Leib fuhr.

Ob diesem Aufruhr und schreckbarem Geklirr tat das Kalb einen Sprung in den Wildbach, und ich selber lief und lief, was ich aus den Beinen herausbrachte, das Tal hinaus und tat es, wie ich es dem Gewissen schuldig war, der Polizei kund.

Die Polizei schnurstracks mit dem Gericht zum Kohlenmeiler, und was haben sie gefunden? Nichts anderes, als von den Dingern eines, Glas und Eingeweide ganz verteufelt, die sie heutzutags in den Brusttuchsäcken herumtragen, um daran zu erkennen, wie viel es an der Zeit ist.

Das vertrackte Ding wollten sie mir dann geben als Schadenersatz für das Kalb, aber nein, sagte ich, davor behüt' mich der liebe Gott.

Denn ohne Furcht geh' ich noch heut nie an dem Kohlenplatz vorbei — und das tu ich.

Der Schatz im Höhenwald.

Als der schwarze Tod durch's Land fuhr und bis in die höchsten Bergdörfer hinauf Furcht und Schrecken verbreitete, fiel manches stolze Schloß in Trümmer und mancher schöne Garten der Verwüstung anheim, weil die Besitzer aus Angst vor dem großen Sterben sich flüchteten. Auch im Höhenwald stand eine Burg, die in Schutt und Trümmer zerfiel. Moos und Farrenkraut wucherten in die Steinhaufen hinein und zogen eine grüne Decke darüber.

Eines Tages ging ein Jäger in den Höhenwald auf die Jagd. Er verspätete sich und wurde von der Dunkelheit überrascht.

Zudem dräute ein Ungewitter, so daß er seine Schritte beschleunigte.

Er verirrte sich aber im Wald und wußte nicht ein noch aus.

Plötzlich sah er ein Lichtlein schimmern, ging darauf zu und kam vor ein großes schönes Schloß.

Da dachte er, wo bin ich denn? Durch diesen Wald bin ich so oft gegangen und kenne ihn durch und durch, und noch nie habe ich so ein Schloß darin gesehen.

Da ein heftiger Regen niederprasselte, trat er durch die offene Tür hinein und kam in einen flotten geräumigen Saal, wo der Tisch gedeckt und ein feines Essen bereit war.

Just als er sich zu Tische setzte, erschien eine Prachtswirtin, die sagte: „Als der schwarze Tod ausbrach, bin ich hier Schloßherrin gewesen. Ich vergrub das Geld, die Gold- und Silbersachen allesamt im Keller und entfloh, und im



Krieg bin ich umgekommen. Nun muß ich so lange hier alleiniger Gast sein, bis das Gold sich offenbart."

„Kann ich etwas für Euch tun, schöne Frau?" fragte der Jäger.

„Versprich mir, hundertmal nacheinander hier einzukehren, zu speisen und die Nacht zuzubringen. Beim hundertstenmal werde ich dir als Schlange erscheinen und an deinem Leibe emporkriechen. Es wird dir aber nichts geschehen, und wenn du mich alsdann auf den Mund küssest, so bin ich erlöst. Der Schatz wird zum Vorschein kommen und soll dir gehören."

Der Jäger versprach es und die schöne Frau verschwand. Er aß und trank und schlief in einem schönen schneeweißen Bett.

Am Morgen war das Schloß verschwunden, und als er am Abend wiederkehrte, stand es da, die Tür offen, und wie das erste Mal wurde ihm die feinste Bewirtung zuteil.

Neunundneunzig Nächte brachte er nun in dem Schlosse zu, und als er zum hundertsten Mal sich einstellte, war der Saal leer und weder ein Nachtessen, noch ein Bett bereit.

Es dauerte nicht lange, so fing es an zu poltern und zu krachen, und was er erwartet hatte, traf ein.

Eine große Schlange rollte heran, kroch an ihm herauf und züngelte gegen seinen Mund.

Da kam ihn ein Grausen und Schaudern an, und er schüttelte die Schlange ab und floh.

Urplötzlich wurde es finster. Ein Wehklagen und Jammern erhob sich, daß er die Besinnung verlor.

Als er erwachte, befand er sich auf einem freien Platz im Walde und das Schloß war nirgends mehr.

Er erkrankte bald darauf so schwer, daß ihm kein Arzt mehr helfen konnte und er eines bittern Todes sterben mußte.

Passarda.

Es war im Spätherbst. Längst waren die Hänge kahlgefressen und die Kuhherden von den Alpen herabgestiegen. Silbern glänzte der Reif auf den Weiden.

An einem kalten Novembermorgen klommen zwei Gemsjäger in die Einsamkeit des Hochgebirges empor. Sie wollten einige Tage der Jagd obliegen und trugen reichlichen Mundvorrat im Rucksack.

Gegen Abend lenkten sie ihre Schritte der Sennhütte zu, rissen Ginster- und Alprosenstauden aus, fachten Feuer an und bereiteten das Abendessen.

Früh wurde es Nacht. Sie legten sich ins Heu und gedachten, in aller Frühe aufzubrechen, um die Gemsen bei ihrem Morgenfutter zu überraschen.

Kaum lagen sie im ersten Schlummer, als Glockengeläute sie weckte. Ganz deutlich vernahmen sie den Ton einer Kuhglocke und hallende Schritte auf dem hartgefrorenen Boden, die rasch näher kamen.

Plötzlich ging die Tür auf und zwei unbekannte Männer führten am Halsband eine schöne rotgefleckte Kuh herein.

Sie schlachteten die Kuh, zogen ihr die Haut ab und brieten ein Stück Fleisch, das sie mit Heißhunger verzehrten, ohne ein Wort zu sprechen.

Die ältere der beiden sonderbaren Gestalten näherte sich den Jägern, die vor Schreck den Atem anhielten und bot ihnen ein Stück des gebratenen Fleisches an. Die Jäger brachten kein Wort auf die Zunge und wehrten nur mit den Händen ab.

Der Alte drang nicht länger auf sie ein, aß gemächlich weiter, und als die Kuh aufgezehrt war, häufelte er die Knochen auf die Haut und bündelte sie zusammen.

„Passarda, erhebe dich," rief er und gab dem Bündel einen Taps.

Das wuchs und schwoll an und auf einmal stand die Kuh wieder fest auf ihren Füßen, schön und rotgefleckt wie vordem.

Die Männer hingen dem Tier die Glocke um den Hals und führten es hinaus.

Der Rest der Nacht ging ohne weitere Störung vorüber, doch die beiden Jäger konnten den Schlaf nicht finden.

„Sicher sind es zwei arme Seelen," meinte der eine, „die um einer schlechten Tat willen an dem Orte büßen müssen, wo sie gefehlt haben."

„Wenn dem so ist," erwiderte der andere, „so müssen wir sie ansprechen und erlösen."

Als sie von der Jagd zurückkehrten, wurden sie rätig, in der gleichen Hütte zu nächtigen und die Geister anzurufen.

Nach dem Abendessen rauchten sie ihre Pfeifen, streckten sich bald ins Heu und warteten auf den nächtlichen Besuch.

Um Mitternacht erschienen die Geister mit der Kuh und alles wiederholte sich wie in der vergangenen Nacht.

Als sie den Jägern ein Stück des gebratenen Fleisches anboten, faßte sich der eine ein Herz und sagte: „Wenn denn alles soll gefressen werden, so gib her!" und er nahm den Bissen und teilte mit dem Kameraden.

„Nun sagt mir aber, arme Seelen oder was ihr seid, woher kommt ihr und was habt ihr hier zu schaffen?"

„Du hast uns angeredet," erwiderte der Alte im Geisterton, „und so soll dir auch Antwort werden. Vor vielen, vielen Jahren war ich hier oben Hirte und mein

Kamerad der Zuhirt. Der Stolz unserer Herde war die Passarda.

Eines Tages näherte sie sich weidend dem Abgrund, und obwohl wir die Gefahr erkannten, ging keiner hin, sie zu wehren. Sie tat einen Mißtritt und stürzte zu Tode.

Zu Lebzeiten haben wir die Schuld nie eingestanden und müssen nun zur Strafe so lange büßen, bis der Schaden vergütet wird."

„Das wollen wir tun," riefen die Jäger wie aus einem Munde. „Nennet uns den Namen des Besitzers und wir werden seine Nachkommen entschädigen."

Der Geist nannte den Namen, warf die Knochen in die Haut und rief: „Passarda, erhebe dich."

Mühsam erhob sich die Kuh und stapfte hinkend davon. Am Schenkel klaffte eine Wunde, denn es fehlte ihr das Stück Fleisch, das die beiden Jäger verzehrt hatten.

Die Jäger hielten ihr Versprechen und entschädigten die Familie, die weder von der Passarda, noch vom Verlust einer Kuh etwas wußte, so weit lag die Geschichte zurück.

Im nächsten Herbst nächtigten die Jäger wieder in der Hütte. Die gespenstischen Hirten erschienen jedoch nicht mehr, denn sie waren erlöst.

Der gläserne Palast.

Drei Freunde schritten das Turtmanntal hinein. Bei der Rotigenbrücke machten sie Mittagsrast, aßen und tranken und waren hellauf.

„Geht nur und wartet beim nächsten Steg auf mich," sagte Jörig Hans, „ich habe hier noch etwas zu verrichten."

Die zwei andern gingen weiter. Als sie zurückschauten, sahen sie, wie er den Hut auf den Felsblock legte und emsig zu pickeln begann.

Jörig Hans hoffte nämlich, unter dem Felsen einen Schatz zu entdecken, und die Kameraden brauchten nicht Zeuge seines Fundes zu sein.

Es sollte jeder von ihnen einen kleinen Teil davon erhalten, versteht sich, aber was bares Geld ist, gibt er nicht aus den Händen.

Er schaufelte und grub und mühte sich in einen unausstehlichen Durst hinein. Das Loch war beinahe mannstief und immer stieß der Pickel nur auf hartes Gestein.

Erschöpft und enttäuscht wollte er sich auf den Rand der Grube setzen, da, was ist das?

Dem Bache nach zog sich unabsehbar in die Länge ein wunderbarer Palast aus funkelndem Glas, und das goldene Tor stand weit offen.

Jörig Hans ließ vor Erstaunen sein Werkzeug fallen, erfaßte seinen Stock und ging barhaupt dem goldenen Tore zu und in einen weiten glitzernden Saal hinein. Die Decke war aus Marmor, die Diele aus fein geblümtem Marfelstein.

An den Wänden standen lange Tische, zum Brechen voll mit Weinflaschen und schimmernden Pokalen beladen,

und der Oberteufel Gumiso tanzte in einem feinen schwarzen Kleid mit Jörighansens Frau zu einer seltsamen Musik. Nach dem Tanze reichte er der Frau einen goldenen Becher voll Wein, stieß mit ihr an und leerte seinen Pokal auf einen Zug.

Plötzlich stürzte ein ganzes Heer von winzigen roten Teufelchen in Schwalbenschwanzröcklein in den Saal. Sie turnten wie der Blitz über Stühle und Tische auf den Rand der gefüllten Becher, tranken sie aus, fielen betäubt zu Boden und kollerten über die Diele.

Immer neue Teufelchen erschienen, kletterten, tranken und purzelten hinunter, das wimmelte nur so wie in einem Ameisenhaufen.

Jörig Hans schaute mit offenem Munde auf all' das Nippen, Schlürfen und Taumeln und lechzte vor Durst.

Seine Frau tat, als ob sie ihn nicht bemerkte und fing schon wieder an zu tanzen.

Da ihm niemand zu trinken anbot, geriet er in solchen Zorn, daß er mit seinem Stock auf die Tische hieb und alle Flaschen und Gläser und Becher in Scherben schlug.

Ob dem Klirren und Poltern verstummte die Musik und Gumiso, der alte Oberteufel, wollte ihn packen. Jörig Hans schlüpfte ihm hurtig zwischen den Beinen hindurch und jagte, von hunderttausend kleinen Teufelchen verfolgt, durch den Saal, der kein Ende nehmen wollte, und hui, durch den Ausgang ins Freie.

Nach wenigen Sprüngen erreichte er seine Genossen, die gemütlich auf einem Bänklein saßen und aßen und tranken, denn es war unterdessen Abend geworden.

„Verbergt mich schnell, sonst bin ich verloren," schrie er ihnen zu. „Gumiso, der Oberteufel, ist mir auf den Fersen."

Die Kameraden versteckten ihn im Unterdach der Hütte im Stroh, wo er bis zum Morgen verbleiben mußte und beinahe verdurstet wäre.

Als er ihnen nachher sein Abenteuer erzählte, schlotterte er immer noch vor Angst. Erst nachdem er zwei Kübel gestrichen voll Milch leer getrunken hatte, wurde ihm wieder wohl.

Auf dem Rückweg war nirgends eine Spur vom Glaspalast zu sehen. Wohl aber bemerkten sie auf dem Felsblock, unter dem Jörig Hans den Schatz gesucht, die Fußstapfen, die der Teufel zurückgelassen hatte.

Mit zwei Dingen wollte Jörig Hans fortan nichts mehr zu tun haben, mit der Schatzgräberei und mit seiner Frau.

Die verhängnisvolle Wette.

Es war Karnevalszeit. Burschen und Mädchen tanzten im Gemeindehaus, wie es von jeher Brauch gewesen.

Da war auch ein Jüngling unter ihnen, der stets das große Wort führte und sich rühmte, weder den Tod, noch den Teufel zu fürchten.

„Maulheld," rief ein Kamerad, dem das Großtun lästig wurde. „Ich wette ein fettes Schwein, daß du nicht einmal den Mut hast, grad jetzt, zur Nachtzeit, auf die Alp zu steigen."

„Oho, die Wette gilt," rief Klaus. „Ihr habt es gehört. Ade."

„Halt! Zum Beweis, daß du oben warst, bringst du aus deiner Hütte den Schöpfer und den Brecher, die sind leicht zu tragen."

„Abgemacht," triumphierte Klaus und verließ das Tanzlokal.

Kaum war er fort, so mochte niemand mehr fröhlich sein. Die Violine klang schrill und falsch, wie das Lachen der Bursche, und manch eine von den Tänzerinnen verrichtete leise ein Stoßgebet und wischte sich heimlich mit dem Schürzenzipfel die Tränen, denn die Alp war verrufen und es hieß, böse Geister trieben dort ihr unheimliches Wesen.

Klaus aber ging schlauerweise zu seiner Patin, die in der letzten Hütte des Dorfes wohnte und eine fromme wundertätige Frau war.

„Ei aber, wer klopft da noch in später Nacht?" rief die Alte erstaunt.

„Ich bin's, der Klaus, dein Patenkind."

„Schau, schau, was willst du denn?"

„Ich habe gewettet, noch diese Nacht einen Gang zu den Alphütten hinauf zu machen, und du weißt, das ist eine gefährliche Sache. Ich möchte es nicht tun ohne deinen Rat und Beistand.“

Die alte Frau lächelte gütig bei den Worten, die ihr schmeichelten. Sie nähte ihm mit gesegnetem Agathefaden



flink ein großes Kreuz auf seinen Kittel und hing ihm ein Skapulier um den Hals. Dann steckte sie ihm ein Fläschchen Kirschwasser zu, halb mit Weihwasser vermischt und sagte: „Geh sparsam um damit, es wird dir von Nutzen sein. Und was du auch sehen wirst, immer tapfer vorwärts und keinen Schritt zurück.“

Klaus bedankte sich und nahm guten Mutes den Weg unter die Füße.

Der Wald war bald durchschritten. Er verschnaufte einen Augenblick, trank einen Schluck aus dem Fläschchen, und da es nun abwärts ging, stützte er sich auf seinen Stock

und glitt den felshart gefrorenen Hang hinab und ins Tobel hinein.

Mit langen Beinen schritt er aus und hielt bei der Kapelle nur so lange an, bis er sich mit einem tüchtigen Schluck aus dem Fläschchen gestärkt hatte.

Als er weiter gehen wollte, war der Weg durch den Gratzug (Totenprozession) versperrt. Ein unsäglicher Schrecken fuhr ihm in die Glieder beim Anblick der wandernden Toten, und er brachte keinen Fuß vom Fleck.

Mit Grausen vernahm er aus dem Gemurmel deutlich die Worte: „Wehe uns Verdammten. In unserm Leben haben wir stets den Karneval durchgetanzt und müssen nun in alle Ewigkeit ohne Rast und Ruhe tanzen."

Die Geister drängten und tappten mit langen Händen nach ihm und erfaßten ihn an allen Zipfeln.

„Werft ihn ins Wasser," schrien die einen.

„Es geht nicht," antworteten die andern. „Er ist um und um mit dem Skapulier behangen und sein Kittel mit heiligem Faden genäht."

Die Geister verschwanden und der Weg war frei. Mit leichten Füßen marschierte er in die stille Winternacht hinein, und bald tauchte die Alphütte vor seinen Augen auf.

Doch siehe da! Die Hütte war erhellt und Stimmen schlugen an sein Ohr, die ihm bekannt schienen.

Er nahm den dritten Schluck aus seinem Fläschchen und trat furchtlos ins Gemach, wo Männer und Weiber einen wilden Tanz aufführten. Er kannte sie alle und traute seinen Augen kaum, denn es waren Leute aus seinem Dorfe, die alle vor Jahren das Zeitliche gesegnet hatten.

Da sich niemand um ihn kümmerte und ihm die Worte seiner Patin einfielen, immer tapfer aufs Ziel loszugehen,

stieß er die Tür zum Milchkeller auf, um den Schöpfer und den Brecher zu holen.

„Halt da," donnerte eine Stimme ihm entgegen. Im gleichen Augenblick drehte sich das Tischchen mit den beiden Gegenständen so rasend schnell im Kreise, daß er die ausgestreckte Hand wieder zurückzog.

Und doch, jetzt oder nie, dachte er, immer vorwärts, nie zurück, schnappte mit der Rechten aufs Geratewohl zu und erwischte mit einem Handgriff den Schöpfer sowohl, als auch den Brecher.

Um neue Kräfte zu sammeln, setzte er sich in der Kammer auf das Bänklein am Ofen und schaute dem Tanz der Geister zu, die ihn mit ihren Totenhemden streiften. Er zog ab und zu das Fläschchen aus der Tasche und nippte ein Schlücklein.

Auf einmal ward es still. Die Tür ging auf und herein stapfte ein schönes nelkenbraunes Rind.

Bevor er rufen konnte, halt, war die Kuh getötet, enthäutet und das Fleisch in den großen Kupferkessel geworfen.

Die gottlosen Diebe! Das war ja sein schönstes Rind, am Fleck an der Stirne sofort erkenntlich.

Bald prasselte ein starkes Feuer, und als das Fleisch gesotten war, zogen die Geister Stück um Stück aus dem Kessel und aßen es auf.

Klaus kauerte zusammengeduckt auf seinem Bänklein und brachte vor Schreck keinen Laut auf die Zunge.

Als man ihm ein Stück anbot, nahm er den Bissen und verzehrte ihn stillschweigend.

Nach der Mahlzeit wurde die Haut am Boden ausgebreitet und das Knochenwesen darauf geworfen. Nun ergriff der Meistersenn die Haut an den vier Zipfeln und knotete sie zusammen, ging um den formlosen Klumpen

herum, stieß dreimal mit dem Fuße daran und gebot: „Braune, erhebe dich."

Die Kuh stand auf und trottete zur Tür hinaus, indem sie den linken Hinterfuß nachzog, wo das Stück fehlte, das Klaus verzehrt hatte.

Das Tier erbarmte ihn und er wollte ihm nach, da riefen die Geister: „Der Schnäpseler, der das Stück verschnappte, sehe zu, wie er den Schnapper heilt."

Er wischte eine Träne aus den Augen und huff, — war der Spuk weg, die Hütte stockdunkel und dumpfe Stille allum. Nur in der Ferne hörte er das klägliche Brüllen der Kuh.

„Meine liebe Braune," jammerte er, stürzte hinaus und eilte dem Rinde nach, das immer vor ihm zu laufen schien, und das er doch nicht einholen konnte.

In einem Schnauf legte er den Weg zurück bis ins Dörflein. Als er den Stall öffnete, stand die Braune an ihrem Platz. Der linke Hinterfuß ruhte, das Bein blutete noch, und das Tier litt offenbar Schmerzen.

Klaus wusch und verband die Wunde und eilte zu seinen Genossen ins Tanzlokal.

„Aus mit dem Tanzen," rief er schreckensbleich. „All' unsere verstorbenen Dorfgenossen, die am Karneval getanzt haben, sind zu ewiger Pein verdammt. Ich habe sie alle, alle gesehen diese Nacht."

Das war sein letztes Wort. Wie vom Blitz getroffen fiel er um und war tot.

Das Ungeheuer auf der Alp Salanfe.

Die Alp Salanfe ist nicht die schönste, aber wohl die größte Hochweide in unseren Bergen. Wie eine grüne Insel liegt sie in dem Firnenkranz der Dent du Midi, der keine Augustsonne das Silber von den Zacken wegzuschmelzen vermag. Die schönsten Blumen sprießen in den unermeßlichen saftgrünen Weidegründen, schlängelnde Bächlein rieseln und murmeln dem gemeinsamen Ausgang entgegen, wo sie über die Stufen der engen Felsschlucht stürzen und in prächtigen Schaumwassern der Rhone gleichsam in die Arme sinken.

Mächtige Kuhherden raufen das schmackhafte Gras, und die Hirten rauchen vor ihren Holzhütten das Pfeiflein und lauschen den Schneebächen und dem Klang der Kuhschellen.

Die Salanfe ist ein Wunder der Alpenwelt.

In grauer Vorzeit wagte sich weder ein Hirt noch ein Jäger in die Alpe hinauf, denn ein Ungeheuer versperrte den Weg, das jeden verschlang, der sich mutwillig näherte oder im Nebel auf falsche Fährte geriet.

Das riesenhafte Untier ging jeden Tag in die Schlucht zur Tränke und grub auf seinem Gang tiefe Furchen in den felsigen Grund, die heute noch sichtbar sind.

Wohl hatten sich einige kühne Jäger in den Kopf gesetzt, der Bestie den Garaus zu machen und schlichen über Fels und Geröll möglichst nahe an den Ort heran, wo sie hauste und schossen ihre Läufe leer. Doch die Kugeln glitten an dem Schuppenpanzer ab und das Tier wackelte nur mit seinen Ohren, als ob es Bremsen verscheuchte.

Um dieselbe Zeit wurden im Flecken des Tales drei Verbrecher verurteilt. Die Richter kamen überein, den armen Sündern das Leben zu schenken, wenn es ihnen gelänge, den Drachen zu töten. Außerdem sollte ihnen ein Stück Land geschenkt werden, wo sie nachher ihr Leben in allen Ehren fristen konnten.

Die Verurteilten waren des zufrieden. Mehr als das Leben konnten sie dabei nicht einbüßen und lieber in den Rachen des Ungeheuers als auf das Schaffot.

Auf ihre Bitten wurde ein Ratgeber ins Gefängnis zugelassen, der als Schlangenbeschwörer weit herum großen Ruf genoß.

Am nächsten Tag wurden die Gefangenen vor die Mauern des Städtleins geführt und mit Dolchen bewaffnet. Der Ratgeber übergab ihnen eine lange Stange, an deren Spitze ein Säcklein hing, das ein fürchterliches Gift enthielt.

Von den Wächtern begleitet, stiegen die drei Verdammten stundenlang den beschwerlichen Weg durch die Schlucht empor, und ein gutes Stück vor dem Eingang zur Alp setzten sie allein ihren Marsch fort.

Der Eingang war frei, aber kaum hatten sie den Saum der Alp betreten, so ertönte ein entsetzliches Krachen und Donnern, als ob zehn Lawinen auf einen Schlag niederstürzten.

Die drei blieben wie angewurzelt stehen und hoben die Stange zur kräftigen Abwehr. Mit Windeseile sauste das Ungeheuer heran. Aus dem weitoffenen Rachen dräuten meilensteingroße Zähne, und aus den Nüstern stob der Rauch, daß sich der Himmel verfinsterte.

Den armen Verdammten floß der Angstschweiß in Bächlein über Stirn und Nacken. Ihre Hände umklammerten krampfhaft die Stange, und mit unbeschreiblicher Wucht bohrten sie dem Ungeheuer die Spitze mit dem Giftsäcklein in den Schlund.

Krachend schlug die Kinnlade zu. Der Drache wälzte sich am Boden und stürzte in den Abgrund, indem er zwei der Gesellen, die nicht schnell genug die Stange losließen, mit sich riß.

Der Dritte, ein Jüngling mit glänzend schwarzen Haaren, fiel vor Schreck in Ohnmacht. Als er wieder erwachte, trat er den Rückweg an und stieg mit den Wächtern zu Tal. Seine Haare waren schneeweiß geworden.

Von Dorf zu Dorf flog die Kunde, daß das Untier tot sei, und von überall stiegen die Leute zur Alp empor, um mit eigenen Augen das Unglaubliche wahrzunehmen.

Der junge Befreier erhielt ein schönes Stück Land zu eigen, wo er viele Jahre, von Jung und Alt hoch verehrt, ein friedliches Älplerleben führte.

An der Stelle aber, wo der Drache sich im Todeskampfe wälzte, war der harte Fels tief ausgemuldet, und dort steht noch das Kreuz, das an die Befreiung der Alp Salanfe erinnert.

Die St. Jodernglocke.

Im Walliserlande lebte einst ein großheiliger Bischof, St. Jodern mit Namen.

In einer mondhellen Sommernacht träumte der hohe Kirchenfürst, der heilige Vater in Rom schwebe in großer Gefahr und sollte unverzüglich gewarnt werden.

In der Angst um das gefährdete Leben des Papstes fuhr er aus dem Schlummer auf, erhob sich, öffnete das Fenster und blickte bekümmert in die sternglitzerige Nacht hinaus.

Auf den Zinnen des Schlosses sah er im Mondenglanz drei Teufel, die seltsame Freudensprünge ausführten.

„Rasch herbei, ihr Söhne der Hölle," rief er, und im Nu standen die Teufel auf dem Fensterbrett und erkundigten sich nach seinem Begehr.

„Welcher von euch rühmt sich, der Schnellste zu sein?" fragte der Bischof.

„Ich bin so geschwind wie der Wind," erwiderte der erste.

„Ich laufe, wie die Kugel aus dem Rohr," überschrie ihn der zweite.

„Faule Bursche seid ihr," höhnte der dritte. „Ich rase durch die Welt wie ein Weibergedanke."

„Du bist mein Mann," rief der Heilige erfreut. „Bringst du mich noch diese Nacht nach Rom und vor dem ersten Hahnenschrei hierher zurück, so ist meine Seele dein."

Der Teufel nahm das Anerbieten schmunzelnd an, holte einen schwarzen Gockel und stellte ihn als Wächter auf die Stadtmauer.

St. Jodern aber setzte unterdessen einen jungen weißen Hahn auf den Dachgiebel des Schlosses, wo er weit ins Land hinausschauen konnte und schärfte ihm ein, sich am Morgen nicht zu verschlafen.

Auf dem Rücken des Teufels flog nun der Bischof mit der rasenden Eile eines Weibergedankens über alle Berge und Gletscher und die weiten Ebenen Italiens der ewigen Stadt entgegen.

Er warnte den heiligen Vater vor der ihm drohenden Gefahr und erhielt zum Lohn eine mächtige Glocke, die er dem Teufel aufbürdete.

Trotz der schweren Doppellast ging der Heimflug ebenso rasch von statten, so daß es noch allenthalben dunkel war, als sie schon am Fuße des bischöflichen Schlosses anlangten.

Der weiße Hahn auf dem Giebel aber war wachsam geblieben, hatte sie gesehen und fing aus Leibeskräften zu schreien an. Darob erwachte der schwarze Gockel auch und krähte mit.

Beim ersten Hahnenschrei sprang der Bischof vom Buckel des Satans zu Boden und fiel auf die Knie.

Der Teufel ergrimmte und schmetterte die Glocke zu Boden, daß sie neun Ellbogentiefen in die Erde hineinfuhr. Er machte sich davon und ließ einen höllischen Gestank zurück.

Der Bischof dankte Gott für die Rettung und rang flehend die Hände: „Dona, dona, läut.“

Da erhob sich ein wundersames Klingen, und die Glocke stieg läutend aus dem Boden und schwebte zum Glockenstuhl des Münsters empor.

Ob dem hellen Sang und Klang der Glocke erwachten die Leute von nah und fern und schauten an den Himmel, der schwarz und gewitterhaft aussah, beim Glockenklang

aber hell und blau wurde und in kristallener Reinheit niederleuchtete.

Auf der Glocke siehst du heute noch den Heiligen abgebildet mit dem Teufel, der ihn auf der Schulter trägt.

Ist ein Ungewitter im Anzug, so wird immer die St. Joderngloche geschwungen.

Der Zwerg Zacheo.

Längst war das Christentum auch in die Alpentäler eingedrungen. Nur im Tal der Anniviarden wurde noch hartnäckig den Götzen geopfert. Mit aller List und Rohheit wehrte sich das Hirtenvolk gegen die neue Lehre.

Von den Glaubensboten, die ausgesandt wurden, die Lehre Christi zu verkünden, kehrte nicht einer mehr zurück. Es war auch ein schwieriges Unterfangen, in das Tal hineinzudringen. Von den höchsten Eisbergen umschlossen, war es mit der Außenwelt nur durch eine finstere, von wildem Gletscherwasser zerfressene Schlucht verbunden.

Im Winter, wenn der Talbach klein und bescheiden durch den Krachen rollte, fielen die Anniviarden ins Rhonetal ein und stahlen den Bewohnern das Salz weg. Denn das Salz war das einzige, was den Bergheiden fehlte. Sie lebten vom Ertrag ihrer fetten Alpen, die sie im Hochsommer mit dem Gletscherwasser berieselten, und von ihren Viehherden.

Nun thronte im Rhonetal auf seiner Burg Ritter Witschard, der sein rostiges Schwert gerne im Blut der Anniviarden blank gewischt hätte. Er reiste also zum Bischof und schwur bei allen Heiligen, das freche Heidenvolk zu bekehren, oder mit Feuer und Schwert auszurotten und bis das eine oder andere sich erfüllt habe, weder Haar noch Bart zu scheren.

Der Bischof schenkte ihm eine schöne Bibel und Witscharb ritt wohlgemut in seine Burg zurück, sammelte Kriegsleute und brach mit dreihundert der besten Söldner zur Nachtzeit in die finstere Talspalte ein. Es war zur Hochsommerzeit und der Wildbach führte wenig Wasser, weil die



Anniviarden ihre Matten und Felder wässerten. Fackeln erhellten die unheimlich schwarzen Felsen und langsam klommen die Streiter von Stufe zu Stufe empor.

Als der Tag anbrach, erreichte die Spitze die hochgelegene Sohle des Anniviardentales. Der Wächter aber hatte die Feinde längst bemerkt und mit seinem Kuhhorn das Zeichen geblasen. Von beiden Talhängen stiegen Rauchsäulen zum Himmel empor. Das war ein schlimmes Zeichen. Nach kurzer Beratung entschloß sich das Trüpplein Witschards, den Rückzug anzutreten.

Der Ritter, der beim Aufstieg der letzte gewesen, war nun beim Abstieg der erste. Hinter ihnen erhob sich ein furchtbares Toben und Grollen und der Wildbach schwoll drohend an.

Die Heiden hatten die Schleusen, durch die die Gletschermilch in die Bewässerungskanäle floß, eilig geschlossen, und mit Donnergebrüll stürzten die Wasser der Schlucht entgegen und rissen die flüchtende Schar in den Tod.

Witschard warf sein Schwert weg und verkroch sich in eine Seitenrunse, wo er sich an einem Strunke festklammerte. Zwei Tage und zwei Nächte hing er frierend und hungernd in seinem Versteck, bis die Fluten sanken und er den Rückweg antreten konnte. Nur wenige aus seinen Söldnerscharen waren dem Tode entgangen.

Traurig flossen die Tage auf der Burg Witschards dahin. Haar und Bart wucherten ihm ums Haupt und er suchte im Wein und wüsten Zechgelagen die Anniviarden zu vergessen.

Noch ehe der Herbst ins Land ging, erschien auf seiner Burg ein krüppelhafter Zwerg und bat um Gehör.

„Mit Gottes Gnade will ich es versuchen, die Anniviarden zu bekehren," sagte Zacheo.

„Führt den Tölpel weg und legt ihn in Ketten," donnerte der Ritter. „Er spottet mein."

„Ich spotte nicht," erwiderte Zacheo furchtlos. „Ich rede die Sprache der Anniviarden wie irgend einer von ihnen. Vor sieben Jahren, als die Heiden Salz holten, führten sie mich mit und hielten mich gefangen. Vor zwei Wochen aber bin ich ihnen entwischt."

„Und wie stellst du dir denn das Bekehrungswerk vor, du häßlicher Plumpsack," spottete Witschard und durchgrübelte mit den Fingern den Bart und die struppigen Haare.

„Gib mir die Bibel mit, die auf dem Tische liegt. Ich verstehe die heilige Schrift und lese so gut wie ein Benediktinermönch."

Er schlug das heilige Buch auf und las eine volle Seite herunter, so daß es Witschard ganz weich ums Herz wurde und er ihm die Bibel überließ.

Die heilige Schrift unter dem Arm und ein mit Eßwaren gestopftes Säcklein am Rücken machte sich Zacheo auf den Weg.

Mühsam kroch er die Schlucht aufwärts, das Buch manchmal vor sich herschiebend, und wenn er müde war, ruhte er aus und stärkte sich mit Fleisch und Brot.

Der Wächter erkannte ihn gleich und führte ihn Besso, dem blinden Häuptling, vor.

Dieser befahl, den Zwerg auf den großen Gletscher zu führen und den Eisgöttern zu opfern.

Da schlug Zacheo schnell den Deckel seines Buches auf und spiegelte den Männern das farbige Titelblatt mit den goldenen Buchstaben. Die Anniviarden guckten sich schier die schwarzen Augen aus und murrten, man dürfe den Zwerg, der ihnen ein so schönes Geschenk bringe, nicht töten.

Der blinde Häuptling aber sah mehr, als die andern mit ihren gesunden Augen und wiederholte mit grimmigem Antlitz: „Führt den Zwerg von hinnen. Als man ihn raubte,

schenkte ich ihm das Leben. Jetzt, wo er selber kommt, sei er des Todes."

„Erlaubt mir noch eine Bitte," flehte Zacheo. „Laßt mich zuvor eine Seite aus diesem Buch vorlesen."

„Es sei," versetzte Besso.

Zacheo setzte sich auf den Rasen, hob die heilige Schrift auf die verschränkten Beine und las in der Sprache der Anniviarden ein Kapitel aus dem neuen Testament. Atemlos hörten die Männer zu. Aus den vordem finstern Gesichtern blickten helle verwunderte Augen.

Besso gebot: „Fahre fort, Zwerg," und Zacheo las, bis die Sonne sank, las auch am nächsten Morgen und so jeden Tag. Die Anniviarden hörten gerne zu und sprachen die Worte nach, die der Zwerg dem großen Buch entnahm.

Als der Winter hereinbrach und der Schnee in den Gründen sich türmte, ging Zacheo von Hütte zu Hütte und setzte sein Werk unermüdlich fort.

Im nächsten Sommer las er, von Besso dazu aufgefordert, den Anniviarden vor, so oft sie sich versammelten. Die Worte der heiligen Schrift gingen dem Heidenvolk ins Blut.

Besso verlor seine Ruhe. Der Geist der neuen Lehre rüttelte ihn aus dem dumpfen Dasein auf. Er glaubte, die Götter raubten ihm den Schlaf, weil er den Fremdling so lange am Leben ließ und dem Gletscher das Opfer entzog.

Er ließ daher dem Zwerg das Buch an den Hals binden und ihn zur Opferstätte führen.

Auf dem Wege zum großen Gletscher wuchs die Zahl der Begleiter ins Unendliche. Von allen Alpen stiegen sie herunter, um Zacheo mit seinem merkwürdigen Buche noch einmal zu sehen. Die meisten fanden sein Los hart und ungerecht und trugen großes Erbarmen zur Schau.

Die Knechte Bessos wagten es nicht, dem Gebote ihres Häuptlings zu trotzen und führten Zacheo auf die Gletscher-

zunge. Ein fürchterliches Donnern und Krachen im Eise jagte ihnen Furcht ein. Sie warfen den Zwerg in die erste Spalte und verließen eilig den Ort des Grauens.

Ohne Schaden zu nehmen, glitt Zacheo mit seinem Buche in die Spalte hinab, immer tiefer und tiefer, bis er auf dem felsigen Grund hart aufschlug. Das Buch verminderte den Schlag, und als er aus der Betäubung erwachte, sah er sich in einer Eishöhle, durch die ein kaltes Bächlein rieselte. Auf allen Vieren kroch er dem Wasserlauf entlang und gelangte am Gletschertor wieder ins Freie.

Noch eh' die Sonne sank, stand er unter den Anniviarden, die ihn vor einigen Stunden zur Opferstätte geleitet hatten. Wie vor einem überirdischen Wesen fielen sie vor ihm auf die Knie. Auf ihren Schultern trugen sie ihn zu Besso, der bei der Kunde vor Schrecken tot zu Boden sank.

Zacheo blieb im Tal und wurde der erste Priester der Anniviarden.

Als Ritter Witschard von der Bekehrung der Heiden vernahm, rief er seine Knechte herbei und gab jedem eine mächtige Schere in die Hand. Gleichwohl verstrich ein voller Tag, bis sie ihm den Wust von Haupt und Bart geschnitten hatten.

Die Fässer des heiligen Bernhard.

Habt ihr nicht schon alle von Barry erzählen hören, dem klugen Hund auf dem großen St. Bernhard, der vierzig armen Reisenden das Leben gerettet hat!

Nicht so bekannt ist, was man sich von den beiden Fässern erzählt, die im Klosterkeller des St. Bernhardberges stehen.

Das kleinere Fäßchen spendete ein herrliches Nußöl, das große Stückfaß köstlichen Wein. Die Hahnen mochten noch so oft des Tages gedreht werden, der Quell versiegte nicht, und doch wurde nie ein Tröpflein hineingeschüttet, so weit die Mönche sich zurückbesinnen konnten.

Noch verwunderlicher war es, daß man aus dem großen Faß, dem Bernhard, wie es hieß, je nach Belieben roten oder weißen Wein entnehmen konnte. Der Kellermeister setzte einfach den Krug unter und gebot: „Bernhard, spende Roten“ und allsogleich sprudelte ein dunkelroter Strahl vom feinsten Italiener, oder „Bernhard, spende Weißen,“ und das Gefäß füllte sich mit Johannisberger, der bernsteinfarben schillerte und Duft und Blume hatte.

Das ging so jahrein, jahraus, nie mußte man Wein zuführen, und doch erhielt jeder Wanderer, der im Kloster einkehrte, zum Essen ein Krüglein Rebensaft, wie er ihn in seinem Leben noch nie gekostet hatte.

Da geschah es, daß ein neuer Prior ins Kloster kam. Der wollte dem Geheimnis auf die Spur kommen, ließ beide Fässer entleeren und so weit öffnen, daß er mit einer Ampel bis in den tiefsten Grund hineinleuchten konnte. Und was sah er nun?

In dem Weinfaß hingen am obern Spundloch zwei Trauben, eine rote und eine weiße, wie frisch vom Rebstock gepflückt.

Im Ölfäßlein lag eine Walnuß.



Nachdem der Prior seinen Vorwitz befriedigt hatte, ließ er die Fässer wieder sorgfältig verschließen und zur Hälfte mit Wein oder Öl zufüllen.

Nun konnte der Kellermeister von neuem seines Amtes walten.

Doch o weh! Der Zauber war gebrochen, die Unversiegbarkeit dahin.

Wohl zapfen die frommen Brüder immer noch Wein und Öl aus den beiden Fässern, doch nur die Mengen, die

sie einfüllen. Das große Faß allein verschlingt hundertunddreißig Wagenladungen.

In den Dörfern und Weilern heißt es noch heutigen Tages, wenn man von einer Sache spricht, die unerschöpflich ist, das sei halt grad wie mit den Fässern des heiligen Bernhard.

Der Schuster und die Hexe.

Ein Schuster, der lieber mit der Jagdflinte in den Bergen herumschweifte, als daß er in der Werkstatt den Pechdraht zog, legte zur Winterszeit, als der Schnee das Wild zu den Wohnungen herabtrieb, eine Fuchsenschlinge aus. Um Reinecke in die Falle zu locken, bereitete er eine feine Beize aus Weißbrot, das er fingerdick mit Honig bestrich.

Als er am andern Tag den Waldrand aufsuchte, um Nachschau zu halten, war die Schlinge unberührt und der Leckerbissen verschwunden.

Am nächsten Morgen wiederum und so jedesmal, so oft er glaubte, den Fuchs in der Falle zu finden.

Das war ihm zu dumm und deshalb hackte er die Flinte vom Nagel, machte sich in einem Scheuerlein ein Guckloch zurecht und legte sich auf den Anstand.

Gegen Mitternacht schlich ein Fuchs heran, schnüffelte vorsichtig an der Beize herum und wollte eben damit auf und davon, als der Schuß krachte.

Der Schuster sprang vom Posten weg und fand das Tier ausgestreckt am Boden liegen.

„Diesmal hat's dich," rief er erfreut, schob die Beute in den Sack und trug sie heimzu.

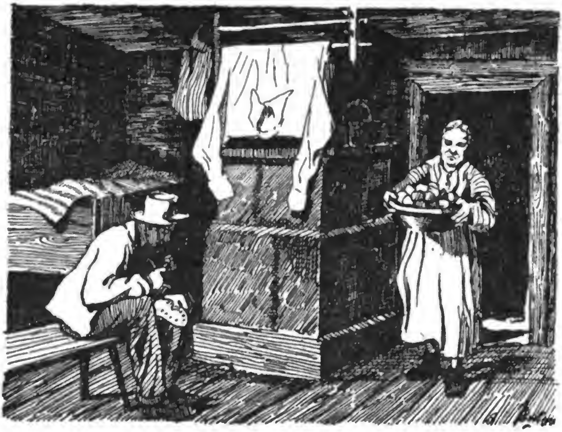
Auf einmal hörte er rufen: „Regine, wo bist du?"

„In Schusters Sack," schallte es Antwort und hopp, sprang der Fuchs heraus und davon.

Wenn das mit rechten Dingen zugeht, sagte er sich, so laß ich mich hängen.

Er legte sich ein Stündlein aufs Ohr, und als der Morgen dämmerte, folgte er den Fußspuren im Schnee, die vom Blut rotgefärbt waren.

Eine gute Stunde lief er bergauf und ab, bis ein verlassener Weiler auftauchte und zu seinem Erstaunen die Fuchsspuren auf einmal in menschliche Fußstapfen übergingen. Er hatte nicht den Mut, in das Dörflein hinein seine Verfolgung fortzusetzen und kehrte um.



Tags darauf wurde er frühmorgens gebeten, in eben den Weiler zu gehen, um der Regine die Schuhe zu flicken.

Er machte sich mit dem Werkzeugkasten unverzüglich auf den Weg und fand die alte Frau im Bett. Sie war als Hexe verschrien, und dem Schuster stieg sofort der Verdacht auf, das Weib und der Fuchs, den er angeschossen, sei ein und dasselbe.

Er tat aber nichts dergleichen und fragte gelassen: „Was ist mit dir, Alte, bist du krank?“

„Ah, weiter nichts," erwiderte sie. „Die Gicht plagt mich dann und wann."

Bald darauf erhob sie sich und ging hinkend an die Arbeit.

Schau, schau, sie humpelt, weil sie der Schuß ins Bein getroffen hat, erwog er, sagte aber kein Wort und fing an, das Leder zu klopfen.

Mittags stellte ihm die Alte eine mächtige Schüssel auf, hoch über den Rand hinaus mit goldgelben kleinen Kuchen gefüllt.

„Ei, Regine, wie ist das schön von dir," rief er. „Da kann ich mich satt essen an dem Schmaus."

Weil er dem Kuchen nicht traute, fuhr er mit dem Zeigefinger in Kreuzesform darüber hin und her, indem er dazu die Worte sagte: „Und noch so schön aufgetischt hast du sie, von da bis da und von hier bis hier."

Wie auf einen Zauberspuk verschwanden die gelben Kuchen in einem grauen Räuchlein und nur ein einziger blieb in der Schüssel zurück.

„Ei, du verdammte Hexe," schrie er zornentbrannt, packte sein Werkzeug zusammen und verließ das Haus, um es nie wieder zu betreten.

Battist und seine Geliebte.

Battist war ein junger Hirte, der des Abends, wenn er den Alpsegen durch den Milchtrichter gerufen hatte, noch auf die benachbarte Alp hinüberstieg, um ein Stündlein bei seiner Geliebten zu weilen.

Sie waren Nachbarskinder und gedachten, im Herbst nach der Alpentladung zu heiraten und ein Gütlein zu übernehmen. Waren sie doch seit zwei Jahren verlobt, ohne daß je etwas sie entzweit hätte.

Eines Abends bat ihn die Braut beim Abschied, er möchte bald wiederkommen, nur nicht am Freitag.

Das erschien ihm absonderlich, doch er dachte nichts Böses dabei.

Auf dem langen Rückwege aber hatte er Zeit, über allerlei nachzudenken. Warum sollte er sie am Freitag nicht besuchen? Kam da etwa ein Anderer heimlich zu ihr? Weshalb hat sie nicht offen gesagt, warum er Freitags nicht kommen soll? Das war höchst seltsam.

Unmutig schritt er heimzu, legte sich bekümmert zu Bett und konnte den Schlaf nicht finden.

Am nächsten Tag war er entschlossen, dem Zweifel ein Ende zu bereiten.

Freitag abends ging er hinüber und stieg bei der Hütte seiner Geliebten lautlos vor das erhellte Fenster hinauf. Er sah sie mit ihrer Schwester festtäglich gekleidet, wie sie eben das seidene Kopftuch umband, um das Haus zu verlassen.

Battist zitterte vor Aufregung und ballte die Fäuste. Voller Grimm wollte er in die Stube stürzen und sie zur

Rede stellen, doch er brachte weder den Fuß vom Fleck, noch einen Laut auf die Zunge.

Die Schwestern löschten das Licht und schritten eilig an ihm vorbei gegen ein altes, halb zerfallenes Scheuerlein.

Battist folgte ihnen unbemerkt. Sie schlossen die Tür von innen mit dem Schlüssel ab und zündeten ein Licht an.

Durch eine Spalte im Gemäuer konnte er beobachten, wie sie die Ärmel über die Ellbogen hinaufstülpten und die Oberarme mit einer Salbe aus einem sonderbaren Töpflein einrieben, einen Besen ergriffen und dürren Blättern gleich in den Kamin hinaufwirbelten.

Rasch entschlossen sprengte Battist die Pforte auf und tat desgleichen. Er bestrich seine Arme mit der Salbe, erfaßte einen Besenstumpf und hopp—hai—hui durch das Kamin und wie der Wind über Wälder und Weiden, Tobel und Gratzüge auf eine Bergzinne hinauf.

In der hellsten Beleuchtung eines lodernden Feuers drehte sich da eine lustige Gesellschaft in wilden Tänzen. Die schönsten jungen Mädchen und die flottesten Sennen walzten herum, johlten und jauchzten zum Takt der Musik, und am tollsten geberdeten sich seine Geliebte und ihre Schwester.

Auf einem langen Tisch standen Flaschen mit Schaumweinen, kristallene Gläser und goldene Becher.

Battist war so geblendet und verwirrt von all' der Pracht und dem satanischen Getümmel, daß ihm schwindlig wurde.

Da tänzelte ein Mägdlein heran, dessen Kleid von Samt und Seide rauschte, hielt ihm den goldenen Becher hin und lud ihn zum Trinken ein.

Battist schüttelte den Kopf.

„So schreib' deinen Namen in dieses Buch.“

Battist wich einen Schritt zurück.

Da bannte sie ihn mit einem verführerischen Lächeln: „Nimm die Feder, ritz' dir ein Tröpflein Blut und trage deinen Namen ein."

Battist wollte fliehen, doch schon war er von den Tanzenden umringt. Um dem Drängen ein Ende zu machen, nahm er die Feder und zeichnete ein großes Kreuz in das aufgeschlagene Buch, indem er dazu die Worte sprach: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Ein Klirren, wie von zerbrochenem Glase erhob sich und die Lichter erloschen. Mit wilden Klagen und Verwünschungen stob die Gesellschaft nach allen Richtungen des Windes davon. Augenblicks war es einsam und still auf der Zinne und schwere dunkle Nacht allum.

Battist erwachte aus seiner Betäubung. Er gedachte seiner Mutter, die er verlassen und stieg, mit dem Becher in der einen, dem Buch in der andern Hand, langsam bergab. In der Tiefe rauschte der Fluß. Battist lenkte seine Schritte strauchelnd dem Wildbach zu, den er gegen Morgen erreichte. Statt des goldenen Bechers hielt er einen Pferdehuf in der Hand.

Im späten Nachmittag erst erreichte er die Hütte seiner Mutter, wo er auf der Schwelle ohnmächtig zusammenbrach.

Die Mutter legte ihn aufs Bett und holte den Pfarrer.

Battist gab ihm Auskunft über das nächtliche Abenteuer und den Hexensabbath. Seine Haare, die schneeweiß geworden und das Buch, das er noch in den Händen hielt, bestätigten seine Worte.

Im Buche standen die Namen derer, die dem Hexenbund angehörten, darunter auch seine Geliebte und deren Schwester.

Battist erhob sich nicht mehr vom Lager. Nach wenigen Wochen starb er eines qualvollen Todes.

Gottsponer.

Heute grünen an den sonnigen Hängen des Rhonetales die Reben und darüber dehnen sich dunkle Wälder und futterreiche Alpen. In grauer Vorzeit war da fast allenthalben Wüste und Wildnis, denn ungezählte Scharen von bösen Teufelchen waren jede Nacht an der Arbeit, rollten haushohe Blöcke in die Tiefe und zerschmetterten die Häuser und Stadel, die im Bereich ihrer Macht lagen.

Da jeder von den Unholden nur eine Unze des Gewichts zu tragen hatte, kann man sich vorstellen, wie groß die Heerschar sein mußte.

Bauten die Menschen ihre Wohnungen in die Nähe des Flusses, so stauten die Teufel die Wasser, daß sie über die Ufer traten und alles, was fleißige Hände geschaffen hatten, mit sich fortrissen.

In einer einzigen Nacht wechselte der Talfluß sein Bett sieben Mal. Des Grauens und der Verwüstung war kein Ende.

Da hieß es, Pfarrer Gottsponer habe die Kraft, alle bösen Geister zu bannen. Die schwer geschädigten und stets bedrohten Gemeinden sandten eine Abordnung zu dem Pfarrer, der sich gerne bereit erklärte, die Teufel zu beschwören.

„Geht nach Hause und betet,“ sagte er ihnen, „ich werde unverzüglich das Werk beginnen.“

Mit dem Weihwasserkessel und dem Wedel versehen, stieg er noch in derselben Nacht ins Gebirge, um vor Mitternacht den Grat zu erreichen. Das Meßbüblein begleitete ihn.

„Siehst du dort in der Ebene die Frau, die Sand häufelt?“ fragte der Pfarrer plötzlich.

„Ja," erwiderte der Bub. „Wozu tut sie das?"

„Sie versucht mit einem Seil den Sand zusammen zu binden. Das ist die erste Frau, die in unserm Tale den Strohhut trug. Zur Strafe für ihre Eitelkeit muß sie nun



im Fegefeuer so lange Sand zusammenbinden, bis es ihr gelingt, ein Bündel davon zu machen."

„Während des Aufstiegs fragte das Büblein: „Wo sind denn die Teufel? Ich sehe und höre nichts von ihnen."

„Wart' nur," erwiderte der Pfarrer. „Gib mir dein rechtes Pfötchen."

Der Bub tat es und stieß einen Schrei aus. Was er sah und hörte, erstarrte ihm das Blut in den Adern. Schnell

ließ er die Hand los und war froh, nur noch das Rauschen der Bäche und das Säuseln des Windes in den Tannen zu vernehmen.

Die Teufel waren grad zur Arbeit bereit, als Gottsponer oben anlangte.

„Was nützt dir das geweihte Wasser?" klapperte eine häßliche Stimme. „Dieser Ort gehört uns, entferne dich von hier."

Der Pfarrer erhob das Kreuz und rief: „Im Namen Gottes, der euch samt eurem Vater Luzifer zu ewiger Pein verdammt hat, befehle ich euch zu fliehen und nie mehr die Stille dieses Tales zu stören."

„Wer uns bannen will, darf nicht selber Dreck am Stecken haben," rief ein meckernder Steinbock, der gemächlich die Pfeife rauchte.

„Drück' dich besser aus," befahl der Pfarrer.

„Nun, hast du nicht die Gewohnheit, ein Glas Wein zu trinken, bevor du dein schändliches Werk beginnst?"

„Ich hätte das Recht, den weiten Weg auf dem Rücken eines Pferdes zurückzulegen. Ich gehe aber zu Fuß und trinke dafür ein Glas Wein. Das kommt die Gemeinde, mein' ich, weniger hoch zu stehen."

Der Steinbock nieste und schwieg.

Da heulte ein riesiger Kauz aus dem Tannenwipfel: „Hast du nicht einen Wurstzipfel am Aschermittwoch gegessen?"

„Nein," erwiderte der Priester kaltblütig. „Das war am Vorabend von Karneval."

Nun kroch eine Riesenschlange mit schwarz und weißen Ringen heran, schnob und zischte: „Bist du nicht mit den Buben letzte Nacht zum Abendsitz zu den Mädchen gegangen?"

„Doch, aber nicht zu meinem Vergnügen, sondern als Arzt, wie es Pflicht des Priesters ist, wo der Arzt fehlt."

Groß war die Zahl der ungeheuerlichen Gestalten, die vorüberzogen und verfängliche Fragen stellten. Er beantwortete sie alle mit ruhigem Gewissen und blieb keine Antwort schuldig. Der letzte im Zug hatte Menschengestalt, aber keinen Kopf und einen Kuhschwanz. Er rief: „Wenn du im Herbst zur Wallfahrtskapelle emporsteigst, um gegen uns eine Messe zu lesen, pflückst du nicht von Zeit zu Zeit eine Traube in den Reben?“

„Gewiß, doch immer nur zu meiner Erquickung. Um St. Moritz macht es heiß bergauf.“

Ein schreckliches Triumphgeheul erhob sich bei diesen Worten. „Scheinheiliger, Seelenfischer, Kerzenschmelzer,“ gellte es ihm von allen Seiten in die Ohren.

Der Pfarrer ließ sich nicht aus der Fassung bringen und fügte mit der größten Seelenruhe hinzu: „Noch gestern Abend habe ich eine Traube gepflückt, die dem Messer des Winzers entgangen ist. Geht und schaut nach, ich habe einen Batzen auf den Stein gelegt.“

Die Teufel verstummten und erklärten sich besiegt. „Wir werden die Gegend verlassen,“ sagten sie, „bestimme uns den Ort, wohin wir uns wenden sollen.“

„Geht in die Steinhalden des Lötschentales,“ gebot der Priester. „Dort werdet ihr niemand zu Schaden sein.“

„Unter einer Bedingung,“ meinte der Steinbock und klopfte das Pfeiflein aus. „Das ist unser Recht. Niemals darf hier fortan in drei Häusern zugleich Butter bereitet werden, niemals dürfen drei Haushaltungen gleichzeitig Brot kneten und niemals dürfen drei Kinder auf einmal getauft werden. Verkünde das laut von der Kanzel herab, und wenn die Bedingungen nicht erfüllt werden, so haben wir das Recht, wieder an diesen Ort zurückzukehren.“

So herrscht noch bis auf den heutigen Tag im Tal die Sitte, daß nicht drei Familien an ein und demselben Tag

Brot backen, Butter bereiten und ihre Kinder taufen lassen. Man hält die Gebote getreulich, denn die Teufelchen haben sich allda nie mehr blicken lassen.

Nun dauerte es aber nicht lange, so beklagten sich die Lötschtaler schrecklich über die Verwüstungen, welche die Teufelsbande anrichtete.

Bald war kein Dorf und kein Weiler mehr sicher vor Lawinen und Steinschlag und Überschwemmungen aller Art.

Die Lötscher eilten zum Pfarrer Gottsponer und brachten ihm ihre Klagen vor. Er reiste ins Lötschental und stieg zu dem Teufelsvolk hinauf.

„Was hast du nun hier wieder zu schaffen?“ rief der Steinbock, „du Schelm!“

„Was Schelm, Beweise her,“ stieß Gottsponer zornig hervor.

„Schau deine Schuhe an! Hast du nicht eine Kornähre gestohlen!“

Im Schuh steckte in der Tat eine Ähre, die beim Aufstieg in der Schnalle hängen blieb.

Der Pfarrer hatte keine Macht über die Geister, ging ins Tal hinab und vergütete den Schaden.

In der folgenden Nacht rückte er den Teufeln wieder auf den Leib.

„Mach, daß du fortkommst, du elender Dieb,“ zischte die Riesenschlange.

„Was habe ich denn diesmal gestohlen?“

„Ziehe den Schuh vom Fuß, so wirst du drei Halme darin finden.“

Gottsponer hatte unterwegs, als der Schuh ihn drückte, mit einigen Gräslein die Sohle gepolstert. Er mußte abermals unverrichteter Dinge den Rückweg antreten.

In der dritten Nacht glückte ihm das Werk. Die Teufel, die ihm diesmal keine Schuld vorwerfen konnten,

streuten aber Sand auf das Meßbuch, das er aufgeschlagen hatte. Doch er schlug mit der Rechten ein großes Kreuz und donnerte: „Ich banne euch hiemit in den ewigen Schnee des Matterhorns."

Von der Stunde an hörte man nichts mehr von den bösen Geistern. Nur die Kraxler am Matterhorn wissen von niederstürzenden Rufinen zu erzählen, und manchmal geschieht es, daß ein Gipfelwanderer von dem Steinhagel in die Tiefe gerissen wird.

Alpenrose und Edelweiß.

Es gab eine Zeit, wo die Berge ganz anders ausgesehen haben, als in unsern Tagen. Mächtige Schattenbäume, Platanen mit laubreichen Kronen, hellgrüne Lärchen und dunkle struppige Arven wuchsen auf den Höhen, wo heute nur graue Steinwüsten und Geröllhalden sich dehnen.

In den Tälern reiften blaue und goldene Trauben, statt der Gletscher breiteten sich liebliche Gärten und blumige Wiesen aus, und rauschende Bächlein eilten zur Tiefe. Steinböcke, Gemsen und Murmeltiere weideten in großen Herden auf den Matten.

An den Frühling reihte sich der Sommer, an den Sommer der Herbst, dann folgte gleich wieder der Frühling.

Im hintersten Winkel einer Talmulde erhob sich ein schneeweiß schimmerndes Herrenhaus mit breiten Freitreppen und hohen Fenstern.

In dem Palaste wohnte ganz allein mit seinem Töchterlein Bolena und einer Magd ein alter griesgrämiger Herr, dem die schöne, unermeßliche Bergwelt gehörte. Das Mädchen wuchs in der tiefsten Einsamkeit auf, und außer seinem Vater und der Magd hatte es noch nie ein menschliches Wesen kennen gelernt.

Es spielte mit den Bachkieseln oder vertrieb sich die Zeit mit den Gemsen und Murmeltieren, die sich ihm traulich näherten und gerne eine Brotkrume oder einige Körner Salz aus seiner Hand fraßen.

Der Vater bewachte sein Kind mit aller Sorgfalt und Strenge, da ein fahrender Schüler ihm einmal prophezeit hatte, sein Reich werde untergehen, sobald seine Tochter von der Liebe zu einem Manne ergriffen werde.

Als sie zur Jungfrau erblüht war, ließ er sie nicht mehr aus den Augen, aus Furcht, sie könnte das Tal hinauswandern zu den Hütten der Bergler und sich in einen Jüngling verschauen.

Nach und nach stieg die Sehnsucht in dem Mädchen auf nach anderem Zeitvertreib, nach einer Gespielin, mit der sie hätte Arm in Arm lustwandeln können. Einst folgte sie dem Laufe des Baches und gelangte in den Schatten eines Tannenwaldes. Das Wildwasser rauschte zwischen den Ufern dahin und sie wunderte sich, wohin der muntere Geselle wohl ziehen werde.

Über ihrem Haupte wiegte sich ein rotes Eichhörnchen auf den Zweigen, und sie hätte es gerne gefangen. Sie warf einen Zapfen in die Höhe, worauf es sich wegschnellte, von Baum zu Baum hüpfend, als ob es sie fortlocken wollte. Volena ging ihm nach und stieg immer weiter hinunter, dem Bach entlang. Auf einmal stand sie am Rande des Waldes und sah über leuchtende Matten in die Tiefe eines schönen, sonnigen Tales. An den Hängen lagen die Kornfelder im Gold ihrer Reife, und sie vernahm das Geläute der weidenden Kühe, den Jodel der Hirten und Sennerinnen und spürte ein heißes Verlangen, die Menschen aufzusuchen und mit ihnen fröhlich zu sein.

Der Vater merkte an den sinnenden Blicken seiner Tochter, daß etwas in ihrer Seele vorging. Deshalb wandte er sich eines Abends mit den Worten zu ihr: „Volena, mein Kind, dich drückt ein Kummer. Deine Augen sind trüb und du fliehst mich. Sage mir, was dich bedrängt.“

Da schaute sie mit großer Verlegenheit zu ihm auf und stammelte: „Ich bin den ganzen Tag allein und vergehe vor Sehnsucht. Ich möchte fortgehen von hier und die Menschen aufsuchen.“

Der Greis runzelte die Stirne: „Nie sollst du das tun. Frage mich nicht warum.“

Er verschwieg ihr den Grund seines Verbotes, denn obgleich die Tochter ihm teuer war, so liebte er doch noch mehr sein großes schönes Reich.

So verstrich ein Jahr. Der Vater glaubte, Volena habe die Menschen vergessen und ihre Sehnsucht begraben und begab sich auf die Reise.

In der Verlassenheit aber wuchs in dem Herzen der Jungfrau das Verlangen nach menschlichen Gefährten wieder mächtig an.

Sie konnte dem Drange nicht widerstehen und zog mit dem fließenden Bächlein abwärts.

Wiederum erschien im Tannenwald das Eichhörnchen und hüpfte mit lockenden Sprüngen von Stamm zu Stamm, stets vor ihr her.

Da krachte plötzlich ein Schuß, und das Tier stürzte mit gellendem Aufschrei zu Boden. Der Jäger lief herbei und hob es am buschigen Schweif in die Höhe.

Das Mädchen war bei dem Knall jäh zusammengefahren und wurde vom Jäger bemerkt.

„Grüß Gott, schönes Kind," rief er und streckte ihr die Hand entgegen.

Volena erholte sich vom Schrecken und versetzte: „Du bist ein Unhold, daß du die Tiere tötest."

„Wenn es dir mißfällt, so werde ich es nicht wieder tun," erwiderte er, sie neugierig betrachtend.

„Das versprichst du mir?"

„Jawohl, bei Gott, ich gelobe es. Doch wo willst du hin?"

„Ich gehe wieder nach Hause," und sie deutete hinauf zum Schlosse ihres Vaters.

„Was, du bist Volena, die Tochter aus dem einsamen Schlosse? Ich komme mit dir, ich will dir den kürzesten Weg zeigen."

Mitten im Walde hieß sie ihn umkehren, gab ihm zum Abschied die Hand und wanderte rüstig aufwärts.

Über eine Woche vermied sie es, den Wald zu betreten, spazierte in den herrlichen Gärten und vergnügte sich mit den Tieren, die ihre Lieblinge waren. Doch zuweilen warf sie einen Blick ins Tal hinab und gedachte des Jünglings, dessen Bild sie im Herzen trug. Nur noch einmal wünschte sie ihn zu sehen, ehe der Vater heimkehrte, ein einziges Mal, dann wollte sie es nie wieder tun.

Kaum hatte die schattige Ruhe des Waldes sie aufgenommen, als es in den Büschen raschelte und der Jäger plötzlich heraustrat und sich ihr freudig näherte.

Sie setzten sich auf einen Stamm und der Jüngling mußte ihr von seiner Heimat erzählen, vom Treiben der Menschen, von den Haustieren und von dem rauschenden Wasser.

Mit pochendem Herzen lauschte sie seinen Worten und fühlte doppelt ihre Einsamkeit.

Der Jäger begleitete sie wieder ein Stück weit und trug sie über den Bach. Zur Belohnung gab sie ihm einen Kuß.

Von nun an trafen die beiden sich jeden Morgen im Walde, und bevor sie sich trennten, küßten sie sich.

Als der Vater von der Reise heimkehrte, fiel ihm auf, daß die Tochter froheren Gemütes war als sonst, und es entging ihm nicht, daß sie des Tages öfters auf die Zinne des Palastes stieg und mit sehnenden Blicken den Wald und die Tiefe des Tales suchte.

Er hatte ihr von der Reise kostbare Geschenke gebracht, seidene Kleider und glitzerndes Geschmeide, um sie für die Stunden der Einsamkeit zu entschädigen.

Volena zog die feinen Kleider ein paarmal an und schmückte sich mit den goldenen Kettlein und Spangen.

Bald aber verwahrte sie die Kostbarkeiten in der Truhe, denn ihr Herz verlangte nach dem Walde und dem Jäger.

Eines Abends sagte der Vater, er habe nichts dagegen einzuwenden, wenn sie die heiße Tageszeit im Walde zubringe. Obschon die plötzliche Milde ihr seltsam erschien, vermochte sie doch den neuen Tag fast nicht abzuwarten.

Kaum lag das Tal im Glanz der Morgensonne, so eilte sie dem Walde zu und wunderte sich, daß der Jäger sich nirgends zeigte.

Sie rief seinen Namen, umsonst. Keine Antwort ertönte, und sie ging immerzu, bis sie aus dem Dunkel der Bäume ins Freie kam. Da fuhr sie mit der Hand über die Stirne, denn sie traute ihren Augen nicht.

Vor ihren Füßen klaffte ein tiefer Abgrund und links und rechts, so weit ihre Blicke reichten, zog er sich quer durch das Tal an den Abhängen hinauf bis zu den kahlen Felsspitzen.

Jetzt war sie für immer von ihrem Geliebten getrennt. Da horch — hatte nicht jemand Bolena gerufen? Auf der andern Seite der Schlucht tauchte der Jäger auf.

Er legte die Hände an den Mund und rief: „In acht Tagen ist Vollmond, da werde ich dich hier erwarten und herüberholen."

Sie sandte ihm Grüße hinüber und wandte sich zum Gehen. Sie war entschlossen, nicht mehr zu der Schlucht hinabzusteigen, um den Geliebten nicht in Gefahr zu bringen, aber jede Nacht erhob sie sich vom Lager und schaute an den sternbesäten Himmel empor. Und als der Vollmond am dunklen Himmel schwebte, schlich sie heimlich aus dem Schlosse fort, ging durch die Gärten an den plätschernden Brunnen vorbei und fürchtete sich nicht, als sie durch den dunklen Wald schritt.

In kurzer Zeit erreichte sie die Schlucht, wo auf der andern Seite schon der Jäger ihrer harrte.

„Bolena, bist du da?" tönte sein gedämpfter Ruf.

„Du darfst nicht kommen," wehrte sie, aber da kletterte der verwegene Jüngling schon an den Felsen abwärts, vorsichtig und doch mit großer Behendigkeit. Sie hörte, wie die Steine sich lösten und in die Tiefe polterten und verfolgte mit klopfendem Herzen den Abstieg des Tollkühnen. Im Nu war er im Dunkel der Spalte verschwunden, aber seine Stimme verkündete, daß er den Grund erreicht habe und jetzt schon auf ihrer Seite emporsteige. Endlich hörte sie die Zweige knacken, und da eilte er auf sie zu, atemlos, die Hände blutig, das Gesicht zerkratzt.

Er faßte ihre Hand und führte sie durch Gestrüpp und dicht verwachsenes Unterholz bis zu der Stelle, wo ein Erdriß den Abstieg erleichterte. Da hob er sie vom Boden auf wie damals, als er sie durch den Bach trug und glitt Schritt für Schritt über die Felsen abwärts. Wie schnell und leicht das ging! Ehe sie es dachte, stand er unten in der Schlucht, wo er sie behutsam auf den Boden setzte.

Ein Frösteln durchlief ihren Körper, als sie an der dunklen Steinwand emporschaute, wo er mit ihr niedergestiegen war. Sie gedachte ihres Vaters, und eine jähe Angst befiel sie, doch schon fühlte sie sich von kräftigen Armen gefaßt und auf die Schultern gehoben.

Stufe um Stufe klomm er höher, noch eine kurze Strecke, eine letzte Anstrengung und die Zinne war erreicht.

Da — ein fürchterlicher Stoß, ein Krachen und Donnern, daß der Felsen wankte. Das Mädchen schrie auf. Eine Steinlawine, die in rasendem Laufe die Schlucht durchfegte, riß beide in die Tiefe.

Am nächsten Morgen bedeckten Geröll und weißer Firn die Gärten, und der Palast und die herrlichen Wasserkünste lagen darunter begraben. Die Bäche waren gefroren, und von den Höhen blies ein eiskalter Wind.



In den Ritzen und auf Fluhbändern, wo die Lawinen keinen Zutritt haben, erblühten als Zeugen einstiger Herrlichkeit zwei wunderbare Blumen, die Alpenrose und das Edelweiß.

Jahrhunderte sind über die Schutthalden und Eisströme des Hochgebirges dahingegangen, aber noch heute spukt der Geist des alten Mannes in den Schneestürmen und Wirbelwinden.

Und wenn ein kecker Jüngling in die Felsen steigt und seine Hände nach den grauen Sternen der ersehnten Wunderblume greifen, so geschieht es zuweilen, daß der Alte im Zorn die Faust ausstreckt und den Unglücklichen in die Tiefe schmettert.

Die Blümlisalp von Aletsch.

Der Aletschgletscher, der mächtigste Eisstrom der Alpenwelt, war in alten Zeiten ein unermeßliches, prächtig geblümtes Weidefeld, das der reichsten Familie des Tales gehörte.

Die Leute waren nicht nur weit und weit bekannt um ihres Reichtums willen, sondern vielmehr noch der wohltätigen Werke wegen, die sie verrichteten. Nie wurde ein Bettler an ihrer Tür abgewiesen, und wo verschämte Armut an harten Brotrinden knusperte, ging die Frau hin und spendete mit vollen Händen.

Die sieben Söhne aber waren ganz anders geartet als die Eltern. Sie waren hochmütig, lebten in Saus und Braus und trieben die Armen, die um Almosen anhielten, mit Schimpfworten von dannen.

Als die Eltern alt und gebrechlich waren, blieben sie Sommer und Winter im Tal und überließen die Alpwirtschaft ihren sieben Söhnen und deren Frauen.

An einem schönen Sommertag sagte die Mutter zu ihrem Manne: „Ich will doch wieder einmal auf die Alp und gucken, was das Jungvolk treibt. Es ist mir gar nicht recht, daß nie eines von ihnen sich in der Kirche blicken läßt. Was ich noch zu leben habe, ist ein Geschenk Gottes, und ich möchte die Meinigen gern noch einmal alle sehen und zum Guten ermahnen."

Es war ein hoher Festtag und das Mütterchen stieg nach dem Gottesdienst den mühsamen Weg zur Alp empor.

Schon von weitem hörte sie das Glockengeläute der Kühe, die bis an den Bauch im saftigen Grase standen und dreimal des Tages gemolken wurden.

Ein jeder der Söhne hatte sich ein schönes Haus aus

braunem Arvenholz gebaut. Die sieben Häuser standen in Reih und Glied und die Fenster spiegelten in der Sonne, daß die Mutter die Augen abwenden mußte.

Vor dem größten Gebäude war ein ebener Platz in den Boden gestampft, auf dem die sieben Brüder allesamt dem Kegelspiel oblagen. Sie waren so sehr in das Spiel vertieft, daß sie die Mutter nicht gewahrten.

Sie aber blieb voller Entsetzen stehen, denn die Kegel waren nicht von Holz, sondern aus Quarkkäse geformt und die Kugeln aus goldgelber Butter.

Die Brüder fluchten und schrien und lärmten in den Herrgottstag hinein, daß ihr heiß und weh wurde.

Traurig wollte sie sich vor dem ersten Haus auf die Treppe setzen, als ihr ein neuer Schrecken in die Glieder fuhr.

Alle Stufen waren aus schweren Käselaiben hergerichtet und die Gartenzäune aus Butter und Quark. Sogar die Schindeldächer waren mit zentnerigen Butterballen beschwert.

Die Mutter war müde und durstig und bat die Schwiegertochter, die eben herauskam, um eine Tasse Milch.

Die Frau brachte ihr eine Schale mit Käsmilch, die ungenießbar war.

Die Mutter ging zur zweiten Hütte, wo die Frau ihres Sohnes Wäsche zum Trocknen aufhing.

„So wird hier der Sonntag geheiligt," jammerte die Mutter und humpelte bedrückt auf dem Wege weiter, der mit fetten Alpkäsen bepflastert war.

„Josepha," bat sie ihre Schwiegertochter im dritten Haus, „bring mir zu essen und zu trinken, ich bin hungrig und durstig."

Josepha rümpfte die Nase, murmelte etwas von Bettelpack und brachte ihr ein Stücklein Schwarzbrot, das hart war wie Stein.

Die Mutter schleppte sich ein Haus weiter zu der Seraphine, die am Herrgottstage Brot buck.

„Es ist eine Schande und Schmach, wie es hier oben zugeht," sagte die Mutter und ging vorüber, und auch am fünften Gebäude vorbei, denn da schallten Hackbrett und Geige und polterten Nagelschuhe über die Diele.

Bei dem Haus der Therese, die sie vor Zeiten als armes Mägdlein aufgenommen hatte, hielt sie wieder an und fragte nach ihr. Da hieß es, sie tanze nebenan bei der Schwester.

Bei dem siebenten und letzten Haus sank die Mutter erschöpft auf die Bank und erflehte von der Schwiegertochter ein Tröpflein Milch, da ihr so matt und elend sei.

Die Frau brachte ihr Buttermilch, in die sie Sand gestreut, und Brot, auf das sie statt Butter Kuhdünger gestrichen hatte.

Da raffte die Mutter sich auf, ging bis an die Alpgrenze, hob die Arme zum Himmel und rief: „O ihr Hügel und Berge ringsum, brechet nieder und decket die Alpe, die Hütten, das gottlose Älplervolk und alles, alles zu."

Alsobald stiegen schwarze Wolken hinter den Zinken und Kämmen auf, und es erhob sich ein furchtbares Ungewitter mit Blitz und Donner und einer schreckhaften Sintflut.

Die Berge barsten mitten auseinander, fielen mit entsetzlichem Krachen nieder und verschütteten das blühende Alpenfeld. Von Jungfrau und Mönch, der Lötschenlücke und dem Aletschhorn glitt langsam der Eisstrom herab und wuchs zu einer einzigen unabsehbaren Gletscherwildnis. Wo früher Kuhglocken erschallten und Blume an Blume stand, dehnt sich heute eine unabsehbare Eiswüste.

Schon oft haben Gemsjäger aus den Gletscherspalten wie aus weiter Ferne den Klang der Herdenglocken und das Stöhnen und Ächzen der Hirten vernommen, und manchmal hört man deutlich die traurig düstere Klage:

O wie war es in Aletsch so schön,
O wie war mir in Aletsch so wohl —.

Von Johannes Jegerlehner sind erschienen:

bei A. Francke in Bern:

Das Val d'Anniviers, illustriert von Edm. Bille.

Was die Sennen erzählen, Märchen aus dem Wallis, illustriert von Rud. Münger.

Am Herdfeuer der Sennen, Märchen aus dem Wallis, illustriert von Hannah Egger.

An den Gletscherbächen, Erzählungen.

Aroleid, Roman.

bei G. Grote in Berlin:

Marignano, Roman.

Petronella, Roman.

Grenzwacht der Schweizer, Erzählung.

bei E. Salzer in Heilbronn:

Hohlicht, Erzählung aus dem schweizerischen Soldatenleben.

bei der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde:

Sagen aus dem Unterwallis.

Sagen und Märchen aus dem Oberwallis.

bei dem Verein für Verbreitung guter Schriften in Basel:

Jugendluft, fünf Erzählungen für die Jugend.

Manuldruck von F. Ullmann G. m. b. H., Zwickau Sa.